



BREAKING THE RULES II

Verführung  
in seinem  
Blick

E.M. LINDSEY





CURSED

Deutsche Erstausgabe (PDF) Oktober 2023

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2020 by Elaine Lindsey

Titel der Originalausgabe:

»Temptation«

Published by Arrangement with Elaine Lindsey

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2023 by Cursed Verlag

Inh. Julia Schwenk

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,  
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit  
Genehmigung des Verlages.

Bildrechte Umschlagillustration

vermittelt durch Shutterstock LLC; iStock; AdobeStock

Satz & Layout: Cursed Verlag

Covergestaltung: Hannelore Nistor

Druckerei: Amazon KDP

Lektorat: Debora Exner

ISBN-13 (Print): 978-3-95823-438-3

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.cursed-verlag.de](http://www.cursed-verlag.de)

E.M. LINDSEY

BREAKING THE RULES II

Verführung  
in seinem  
Blick

Aus dem Englischen  
von Ray Celar

Liebe Leser:innen,

ich halte mich kurz. Ihr wisst, dass ich mein Bestes gebe, euch zu warnen, wenn eines meiner Bücher sensible Themen behandelt. Bitte nehmt zur Kenntnis, dass in diesem Buch Kindesmisshandlung, Konversionscamps, Homophobie, Altersunterschiede und Verarbeitung von Misshandlung thematisiert werden. Ich versuche, die Details der Misshandlungen vage zu halten, um tiefgreifende Folgen zu vermeiden, ohne dabei die Erlebnisse derjenigen herunterzuspielen, die so etwas erleben mussten, aber das Beschriebene könnte trotzdem für manche Leute triggernd sein. Bitte zögert nie, ein Buch zu überspringen, wenn es zu viel für euch ist. Eure psychische Gesundheit ist mir viel wichtiger als die Bücher, die ich schreibe.

Falls ihr weiterlest, solltet ihr wissen, dass ich bei diesem Buch von ein paar hervorragenden Sensitivity Readern unterstützt wurde, denen ich viel verdanke und denen ich meine Dankbarkeit hoffentlich sowohl privat als auch öffentlich angemessen zum Ausdruck bringen konnte.

Vielen Dank, dass ihr dieses Buch lest, und ich hoffe, dass euch Coltons und Marcells Liebesgeschichte genauso gut gefällt, wie es mir gefallen hat, sie zu schreiben.

In Liebe

Em



# Kapitel 1

Das Geschrei nahm ihn immer sehr mit. In den Augen aller anderen waren sie die perfekte Bilderbuchfamilie, aber es wurde immer so viel geschrien. Da war das Temperament seiner Mom und der Frust seines Vaters darüber. Samstagabende verbrachte Colton zwischen Nachttisch und der Schranktür eingequetscht, hatte die Knie an die Brust gezogen und den Kopf dazwischen vergraben, während er versuchte, seine Brüder zu ignorieren, die einander zuflüsterten, dass es Coltons Schuld war, weil er den Müll nicht rechtzeitig rausgebracht hatte. Und irgendwann weinte er sich in der winzigen Ecke dann in den Schlaf.

Am Sonntagmorgen gab es dann Waffeln zum Frühstück – nicht weil seine Eltern sich entschuldigen wollten, sondern weil sie ihn satt bekommen wollten, damit er sich während der drei endlos scheinenden Stunden in der Kirche nicht beschwerte. Sie kamen am Tisch zusammen und aßen in angespannter Stille, denn Colton wusste, dass alle nur auf das nächste Schreidiuell warteten. Und natürlich trat das nicht ein. Zumindest noch nicht. Sie mussten zum Gottesdienst und hatten einen Ruf zu verlieren und der war wichtiger als das dreckige Geschirr in der Spüle. Dafür würde Colton später angeschrien.

In der Kirche wurde dann das unechte Lächeln aufgesetzt. Sein Vater hielt die Hand seiner Mom und sie lachten mit den Anderons, die zwei Straßen weiter wohnten. Sie lächelten und winkten und der Bischof fragte, wie es ihnen ging. Sie beteten leise mit gefalteten Händen und nahmen das Sakrament an, als wären sie zu Ehrfurcht und Respekt fähig.

Er überstand den Rest des Gottesdienstes mürrisch schweigend, bevor sie gemeinsam in einem Restaurant zu Mittag aßen, wo sie andere Familien sahen, sich mit ihnen unterhielten und lachten, als wäre alles in bester Ordnung. Und es war auch alles in bester Ordnung.

Bis sich das änderte.

Bis alles wieder von vorne begann.

Der Montag kam kalt und wütend. Die Gemüter kochten hoch und nichts war mehr gut genug. Colton hatte seine Aufgaben im Haushalt nicht erledigt, wie sie es verlangt hatten, also musste er bestraft werden. Das war keine Misshandlung. Das wusste er, weil er in der Schule die ganzen Werbeplakate gesehen und die Broschüren gelesen hatte und er nie in eine dieser Kategorien passte. Er versteckte keine blauen Flecken, die er auf einen Zusammenprall mit Türklinken schob, und er trug keine langärmeligen Shirts, um Striemen zu verdecken. Er kauerte sich nicht in seine Zimmerecke, während sein Vater mit dem Gürtel in der Hand über ihm auftrug.

Er war einfach nur unglücklich. Er konnte sich nicht an einen einzigen Tag in seinem Leben erinnern, an dem seine Eltern ihm nicht vorhielten, dass er und seine Geschwister alle eine Last waren. Er lebte in einem Haus, an dem die Liebe an der Türschwelle stand und sich nicht hereintraute.

Colton hatte panische Angst vor der Ehe. Panische Angst, dass ihn ein Schicksal wie das von seiner Mutter oder seinem Vater erwartete. Er zitterte nachts und weigerte sich, sich selbst zu berühren, denn vielleicht würde er ja nie heiraten wollen, wenn er nie Sex wollte. Er würde nie Kinder bekommen müssen und sich nie in einen Mann verwandeln, der seine Frau so ansah wie sein Vater seine Mutter.

Er würde nie zu diesem Schicksal verdammt sein.

Doch die Pubertät war eine grausame Bestie, die die Schranktüren aufriss und all die Leichen darin zum Vorschein brachte. Es fing damit an, wie Ronnie Bakers Hintern in seiner Sporthose aussah. Colton und seine Freunde hatten sich seit Jahren heimlich über den Leichtathleten lustig gemacht – wer nannte sein Kind schon *Ronnie Baker*? Und doch war er in der Highschool dann mehr als nur der Junge mit der Brille, dessen Zahnsplange ihn beim Sprechen pfeifen ließ.

Er war groß, schlank und durchtrainiert – und wichtiger noch: Er fiel Colton auf.



Ich will er *sein*.

Ich will *wie* er sein.

Ich *will* ihn.

Die Erkenntnis erfasste ihn mitten in der Nacht, als er die Hand an seinem Schwanz hatte und das Bild von Ronnie in der Dusche der Sporthalle vor seinen geschlossenen Augen auftauchte. Er weinte sich in den Schlaf, während eine Pfütze Sperma in seinen noch spärlichen Schamhaaren trocknete, und er hasste sich selbst. Am Sonntag senkte er den Kopf, faltete die Hände und flehte den Himmlischen Vater an, es aufhören zu lassen, die Last von ihm zu nehmen, denn er wusste, dass es nicht richtig war.

Es war schlimm genug, dass er panische Angst hatte, den Sinn seines Lebens zu erfüllen – zu heiraten, Kinder zu bekommen und sie auf die richtige Art großzuziehen –, aber das? Das war... es war unverzeihlich. Es verdammte seine Seele dazu, in der Hölle zu schmoren.

Er konnte nicht schwul sein.

Alles, was es brauchte, um sein Leben an seinem sechzehnten Geburtstag aus den Fugen geraten zu lassen, war eine Zeitschrift. Er hatte sie an dem Tag, als die alten Ausgaben gegen die neuen ersetzt wurden, aus einem Mülleimer hinter dem Supermarkt gestohlen. Er steckte seine Ausgabe von *Men's Health* in den zerrissenen Umschlag einer *Sports Illustrated*, weil es besser war, für lüsterne Gedanken bestraft zu werden als für... für *das*.

Doch sein Vater war zu klug, zu misstrauisch. Vielleicht lag es daran, dass Colton nicht wie andere Jungs war. Er hatte nur eine Drei in Sport, trat nie einer Mannschaft bei, war gut im Schauspielkurs, stach aber sonst nicht bei vielem hervor. Er war nervös, ein wenig seltsam und er benutzte viel Lippenbalsam.

Er war kein braver Junge.

Er war ein *Sünder*, er war *falsch*.

Nachdem man ihn ohne Strom und nur mit seiner Matratze und einer Ausgabe der Bibel in seinem Zimmer eingesperrt hatte, verfrachtete man ihn in einen Van. Es folgten drei Tage mit fadem

Essen, Wasser, drei Badezimmerpausen und vollkommener Stille. Drei Tage, in denen er nicht wusste, was zur Hölle als Nächstes kommen würde.

Es war ein Camp. Ein Camp für Leute wie ihn. Die Sonderlinge. Die Schwuchteln. Die, die falsch geboren worden waren, die auf die Probe gestellt wurden, aber der Versuchung des Teufels nicht widerstehen konnten und so ihre Seelen verdamnten. Oder zumindest beinahe, denn sie hatten zumindest eine Chance auf Erlösung.

Pater Benson war kein Mormone – er war Katholik, aber alle Kinder im Camp waren genau wie Colton. Verängstigt, einsam, mit den gleichen Eltern, der gleichen Angst, weil sie ihr ganzes Leben in Furcht vor der äußersten Finsternis verbracht hatten, die sie erwartete, wenn sie sich nicht zusammenreißen konnten.

Aber Colton...

»... ein Problemkind und es gibt nicht viel, was wir tun können, um ihm zu helfen.« Pater Benson telefonierte und Colton saß auf einem Stuhl, die Handgelenke wundgescheuert von den Seilen, mit denen er immer gefesselt wurde. Er zitterte noch immer von dem kalten Wasser und den Stromschlägen, die mit winzigen Drähten in die empfindliche Haut seiner nackten Oberschenkel gejagt worden waren. Das würde Narben geben, wenn die schwarz verkohlte Haut heilte. Was auch immer noch passieren würde, es würden Narben bleiben.

Es waren Wochen, vielleicht Monate vergangen? Er wusste nicht mehr, wie viele Tage er im Dunkeln eingesperrt worden war, mit gerade genug Essen, um ihn am Leben zu halten, ohne ihn zu Kräften kommen zu lassen. Er fror immer, er war immer müde und er war immer wütend. Er konnte nicht mehr zählen, wie oft sie ihn in das Zimmer gebracht hatten, um ihn zu prüfen. Auf dem Bildschirm erschienen Bilder von Dingen, die er ihrer Vermutung nach wollte. Wahrscheinlich zogen sie nicht mal in Betracht, dass er einfach zu müde war, um erregt zu werden. Nicht, dass es eine Rolle spielte – er bekam keinen hoch, aber sie hörten trotzdem nicht auf, ihm wehzutun.

Er würde dort sterben – in diesem dreckigen, feuchten Keller, der nach Pisse und Schimmel stank. Es würde der Tag kommen, an dem er aufgab – an dem er die Hoffnung verlieren, die Augen schließen und sie nicht wieder öffnen würde. Er war im Stich gelassen worden. Er war nicht stark genug, um durchzuhalten.

Irgendetwas an der Erkenntnis brach ihn. Jahre später wusste er immer noch nicht, warum er weggerannt war, nur dass er gewusst hatte, dass er es nie schaffen würde, wenn er diesen Zaun nicht überwand. In dem Moment, als er über den Maschendrahtzaun kletterte, hatte er keine Ahnung, was zum Teufel ihn erwarten würde, aber was auch immer es war, es würde sicherlich besser sein als der Keller oder die Grube oder die Kiste.

Also rannte er. Er rannte ohne Schuhe, mitten im Winter.

\*\*\*

Colton fiel es schwer, sich daran zu erinnern, wann ihm zum letzten Mal nicht kalt gewesen war. Er hatte das Gefühl, als klebte ihm der Dreck von Monaten an der Haut. Sein Haar hing in fettigen Strähnen herab, die er unter einem Hut verborgen hatte, um seine Sünden vor der Welt zu verstecken. Das Busticket hatte ihn bis nach Arizona gebracht und er hatte es geschafft, bis nach Colorado zu trampeln, bis die Cops ihn hochgenommen und ins Jugendgefängnis gesteckt hatten.

Er saß in der kalten Zelle – es war nur ein Wartebereich mit einer Steinbank und laufender Klimaanlage, deren kühle Luft durch sein dünnes T-Shirt und die zerrissene Jeans drang. Man hatte ihm seine Tasche, seine Schuhe, seine Socken und seinen Pullover abgenommen – um ehrlich zu sein, sollte man die Sachen wahrscheinlich verbrennen. Alles stank fürchterlich nach vier Wochen auf der Straße, ohne eine Gelegenheit, sich gründlicher zu waschen als kurz im Bad einer Tankstelle. Er hatte sich nie wirklich gefragt, wie es im Gefängnis wäre, weil Colton den Großteil seines

Lebens über ein braver Junge gewesen war. Selbst wenn er wütend war, behielt er es für sich. Er senkte den Kopf, faltete die Hände und betete, bis die Wut zu einer dumpfen Leere verblasste.

Das hier sollte nicht er sein. Das war das Leben von jemand anderem. Das konnte nicht er sein. Irgendein Wesen aus einer anderen Welt hatte sich unter seine Haut gegraben und ihm diese Begierden und Schwäche auferlegt. Es war dieses Wesen, das vor seinen Eltern geflüchtet war, das vor der einen Sache geflohen war, die ihm dabei helfen konnte, gesund zu werden, denn das Camp war zwar die Hölle gewesen, aber man musste die infizierten Teile ausbrennen, bevor die gesunde Haut darunter zum Vorschein kommen konnte. Zumindest hatte Pater Benson ihm das nur Tage vor seiner Flucht gesagt.

*»Ich weiß, dass es wehtut, Junge, aber die spirituelle Reinigung soll sich nicht gut anfühlen.«*

Sein Kopf fuhr hoch, als es an der Tür klopfte. Sie öffnete sich und ein grimmig wirkender Mann – etwas älter, mit grau meliertem Haar und müden Augen – kam dahinter zum Vorschein, der einen Anzug und eine Pistole in einem Holster an seiner Hüfte trug.

»Colton Davidson?«

Er schluckte gegen seine schmerzende Kehle an, dann nickte er.  
»Ja, Sir.«

»Mein Name ist Officer Kimball und mir wurde dein Fall zugeteilt.«

Colton räusperte sich. »Ähm. Was soll das... was soll das heißen? Ich habe nie, ähm...«

»Du weißt, dass Trampen in Colorado illegal ist, oder?«

Colton zuckte die Schultern. »Davon bin ich ausgegangen, Sir. Aber ich hatte keine Mitfahrgelegenheit.«

Kimball warf ihm wieder einen mitfühlenden Blick zu – voller Mitleid, das ihn tief traf. »Du bist weit weg von zu Hause, Junge. Willst du mir sagen, warum?«

Colton umarmte sich fester, als könnte er so vielleicht die Narben verstecken. Nicht nur die verblassten, bleibenden Narben von Pater

Benson, sondern die anderen, die von außen sichtbar sein mussten, auch wenn sie nicht seine Haut zeichneten. »Nicht wirklich.«

Kimball seufzte. Er betrat den Raum, wobei er die Tür einen Spaltbreit offen ließ, und Colton fragte sich, ob das ein Vertrauensbeweis war oder ob Kimball einfach wusste, dass Colton zu müde, zu schwach und zu hungrig war, um einen Fluchtversuch zu wagen. »Wir haben mit deinen Eltern gesprochen. Sie haben gesagt, du wärst aus dem Ferienlager abgehauen.«

Colton konnte sich ein schallendes Lachen nicht verkneifen, während er sich mit einer schmutzigen Hand übers Gesicht fuhr. »Es ist Oktober, Sir.«

»Das dachte ich mir auch.« Kurz darauf ging Kimball wieder durch die Tür hinaus, ehe er mit einem Klappstuhl zurückkehrte und sich setzte. Dieses Mal blieb die Tür etwas weiter offen und Colton dachte an die Freiheit jenseits davon und daran, dass er außerhalb dieses Zimmers gar nicht wirklich frei war. »Deine Eltern waren nicht gerade mitteilnehmend, was deine Situation angeht. Allerdings bin ich schon ziemlich lange in diesem Job und kann dir sagen, dass ich riechen kann, wenn mir jemand Scheiße erzählt.«

Colton zuckte bei dem Schimpfwort zusammen, aber Kimball hatte durchaus recht. Seine Eltern waren fürchterliche Schauspieler. »Ich, ähm. Ich musste in dieses Camp, weil etwas mit mir nicht stimmte.«

Kimballs Augen wurden schmal. »Was genau?« Als Colton nur die Schultern zuckte, beugte sich Kimball über seine Oberschenkel vor. »Ich will dir helfen und habe auch die Mittel dazu, aber du musst mit mir reden.«

Die Angst überspülte ihn ganz plötzlich wie ein Eimer Eiswasser und ließ seine Glieder träge werden. Er bemerkte erst, dass der Rand seines Sichtfelds weiß wurde, als ein Großteil des Raums nicht mehr zu erkennen war, und schnappte verzweifelt nach Luft. »Ich will nicht dahin zurück.« Die Worte kamen ihm unaufgefordert über die Lippen und er klang so panisch, wie er sich gefühlt hatte, als Pater Benson seinen Kopf unter Wasser gedrückt hatte.

Seine Hände zitterten, und er versuchte, die Finger zu krümmen, aber nichts wollte funktionieren. »Ich will nicht... Muss ich wieder dorthin zurück?«

Dass Officer Kimball nicht fragte, wohin, zeigte deutlich, was für ein Mann er war. Er lehnte sich lediglich zurück und schüttelte den Kopf. »Nein. Du musst nicht dorthin zurück. Du wirst gleich mit einer Mitarbeiterin des Jugendamts reden, Mr. Davidson...«

»Colton«, sagte er. Der Name seines Vaters, seine Anrede... Bei ihm fühlte sich das alles falsch und schleimig an. »Könnten Sie... Bitte einfach nur Colton.«

Kimball nickte. »Die Mitarbeiterin ist für dich da, Colton. Okay? Aber sie wird viele Details wissen wollen und wenn du möchtest, dass sie dir so gut helfen kann, wie es geht, dann musst du ihr alles sagen.«

Colton schaute zur Seite, weil *alles* so viel war. Es war, als würde er sich selbst aufschlitzen und ausbluten lassen, denn die Dinge, die Pater Benson getan hatte... Und für eine Weile hatte er geglaubt, es wäre zu seinem Besten, aber wenn er jetzt so darüber nachdachte, war er sich da nicht mehr so sicher. Doch wenn er ihr die Wahrheit sagte – wenn er ihnen die Wahrheit sagte –, würde sie seinen Eltern vielleicht zustimmen.

Er wusste, dass nicht alle wie sie waren, aber genug Leute schon.

»Ich würde gerne dafür sorgen, dass du duschen kannst«, sagte Kimball nach einem Moment und Colton schaute erschrocken auf. »Und dass du ein warmes Essen bekommst. Du könntest etwas Fleisch auf den Rippen vertragen.«

Er schlang die Arme fester um sich, um zu verstecken, wie viel Gewicht er verloren hatte. Er wusste, dass er völlig abgemagert war – aber es war schwer, an etwas Essbares zu kommen ohne Geld, ohne Hoffnung, ohne einen Ort, an dem er schlafen konnte. Die Leute wollten nicht, dass er in ihre Läden kam, weil sie nicht wollten, dass er ihren Läden ein schlechtes Image verpasste. Er hatte viele Abfälle gegessen, viele Supermarktmüllcontainer durchwühlt. Er hatte sich am Leben gehalten, wenn auch nur gerade so.

»Komm schon, Junge. Ich habe etwas, das du anziehen kannst, wenn du fertig bist.« Kimball stand in der offenen Tür und wartete darauf, dass Colton sich auf seine zittrigen Beine stellte.

Sein Magen knurrte, aber der Hunger war ihm in den letzten Wochen ein bitterer, vertrauter Freund geworden und gab ihm etwas, worauf er sich konzentrieren konnte. Er tapste barfuß über kalte Fliesen, einen hell erleuchteten Gang entlang und durch eine Tür, die zu den Duschen führte. Es waren offene Kabinen, in deren Ecken sich etwas Schimmel zeigte, aber es gab Seife und war warm.

Kimball schaute ihm nicht beim Ausziehen zu, stattdessen drehte er ihm den Rücken zu, um in einen Schrank voller weißer, ausgeblichener Handtücher zu greifen. Colton war sich nicht sicher, was er tun sollte, aber diese ganze Situation fing an, sich weniger nach Gefängnis und eher wie ein Reha- oder Krankenhausaufenthalt anzufühlen. Sein Onkel war einmal wegen zu viel Alkohol in einem gewesen und sie hatten ihn zweimal besucht. Dort hatte es lindgrüne Wände gegeben und sein Onkel Marty hatte die ganze Zeit dort Hausschuhe und Krankenhauskittel getragen.

Colton war mittlerweile hundemüde, aber es war schwer, auch nur annähernd so etwas wie Schlaf zu finden, wenn er auf Parkbänke kroch oder sich auf die Treppenstufen verlassener Gebäude kauerte. Seine Haut schmerzte, als er sich aus den Klamotten schälte, und er versuchte, nicht auf die grauen Schmutzstreifen zu starren, die sofort gewaschen wurden, als das warme Wasser an seinem Körper herunterlief.

Ein Schluchzen blieb ihm im Halse stecken. Wie hatte es nur dazu kommen können? Sein Leben war nicht perfekt gewesen – und er wusste, dass seine Eltern nicht perfekt waren –, aber er hatte nie *hier* enden sollen. Hier, in irgendeinem Jugendknast mit einem Polizisten, der keine zwei Meter entfernt stand und darauf wartete, dass er sich vier Wochen Obdachlosigkeit abgewaschen hatte.

Und er wusste, dass er wahrscheinlich wieder auf der Straße landen würde, wenn das alles hier vorbei war. Kimball hatte Hilfe angeboten, aber die kam normalerweise zu einem Preis, den er

nicht zu zahlen bereit war. Hilfe kam von Männern, die behaupteten, für Gott zu sprechen, und dann Leid und Qualen und die Hölle auf Erden mit sich brachten, weil er etwas war, das er nicht ändern konnte.

Schwul. Er war *schwul*.

Das Wort ließ ihn zusammenzucken, aber schwul war das, was ihn genau hierher zu diesem Moment gebracht hatte, also warum sollte er es bestreiten?

Der Geruch der aggressiven Seife stieg ihm in die empfindliche Nase, aber er wusch sich zu Ende weiter – dreimal, bis er sich wirklich sauber fühlte. Widerwillig drehte er das Wasser ab, weil er nicht unter dem warmen Strahl hervor in die kalte Luft treten wollte, aber Kimball wartete mit einem Handtuch, einem T-Shirt und einer Jogginghose auf ihn. Es waren die ersten sauberen Sachen, die er seit zu langer Zeit zu Gesicht bekam, und er wurde vor Erleichterung beinahe ohnmächtig, als die weiche Baumwolle über seine nackten Oberschenkel glitt.

Er erwischte Kimball dabei, wie dessen Blick über seine Arme und den Oberkörper wanderte. Die runden Verbrennungen von den Elektroden verschorften allmählich, die Striemen von der Peitsche auf seinem Rücken waren dünn und würden mit der Zeit verblassen, aber noch waren sie frisch und rot. Er hatte Narben an den Innenseiten seiner Oberschenkel von Momenten, an die er nie wieder denken wollte.

Kimball räusperte sich und trat einen Schritt zurück. »Wir können in mein Büro gehen. Da sollte etwas zu essen für dich sein. Du... hast du kürzlich etwas gegessen?«

Colton runzelte die Stirn. »Ich hatte etwas«, und damit meinte er altes Brot, das eine Bäckerei weggeworfen hatte, »gestern, glaube ich?« Aber es war schon eine Weile her und er war sich nicht sicher.

»Ich habe ein paar Burger geholt, aber lass es langsam angehen. Du kannst es nun wirklich nicht gebrauchen, dass dir jetzt noch schlecht wird.« Kimball ging den Weg zurück nach draußen, in



die entgegengesetzte Richtung der Arrestzellen und in ein warmes Büro mit einem Schreibtisch, zwei Stühlen und einem abgewetzten Futon, der an der hinteren Wand stand.

Es gab auch Essen. Colton konnte es riechen und sein leerer Magen zog sich schmerzhaft zusammen, als er beobachtete, wie der ältere Mann in seine Tasche griff und drei in dünnes Papier gewickelte Burger hervorholte. Irgendetwas Animalisches regte sich in ihm und bescherte ihm ein wildes, verzweifelt Verlangen. Er kämpfte den Drang, Kimball das Essen aus der Hand zu reißen, nieder und zwang sich stattdessen dazu, sich auf das abgenutzte Polster des Futons zu setzen.

»Ganz ruhig«, sagte Kimball, legte aber Gott sei Dank alle drei Burger neben Colton hin. »Ich gehe etwas zu trinken holen und muss eine Weile telefonieren. Verlass das Büro nicht, ich will dich nicht wieder in die Zelle stecken müssen.«

Colton wusste, dass er wahrscheinlich irgendwann wieder dort-hin geschickt würde, aber er hatte nicht vor, es unnötigerweise zu provozieren. Er wollte so lange wie möglich in diesen Gefühlen schwelgen – sauber, angezogen und satt zu sein. Es war nicht einmal sonderlich lange gewesen. Eine Weile bei Pater Benson in dem Camp und ein Monat auf der Straße. Aber es fühlte sich wie ein ganzes Leben an und Güte war eine Sprache, die er nicht beherrschte.

Er hielt den Atem an, bis er allein war. Dann, in dem Moment, als die Tür ins Schloss fiel, sackte er nach vorne und ließ seinen Gefühlen freien Lauf. Schmerz, Einsamkeit, Angst, Verrat. Seine Eltern sollten sich um ihn kümmern, ihn beschützen, dafür sorgen, dass er niemals fror oder Hunger leiden musste. Und vielleicht verdiente er es ja. Vielleicht war er schwach gewesen – weil er sündhaften Dingen nachgegeben hatte, Dingen, die ihn in die äußerste Finsternis ziehen würden. Doch da war eine leise Stimme in seinem Hinterkopf, die ihm sagte, dass kein Kind jemals der Liebe seiner Eltern unwürdig sein konnte. Nicht wegen etwas so Kleinem. Etwas so Unwichtigem.

Seine Hand tastete blind nach dem Essen und er gab sich alle Mühe, auf Kimballs Warnung zu hören und nur kleine Bissen zu nehmen. Sein Magen war zu gierig, zu verzweifelt und begann nach der Hälfte zu krampfen. Aber er riss sich zusammen und bekam zwei Burger herunter, bevor es zu viel wurde.

Danach fühlte sein Körper sich schwer an, als lastete ein Gewicht auf seinen Schultern, und er ließ sich zurück aufs provisorische Sofa sinken und schloss die Augen. *Nur für einen Moment*, sagte er zu sich selbst. *Ich will mich nur einen Moment ausruhen*. Er war schon halb im Schlaf versunken, als die Tür wieder aufging, und da Kimball nichts sagte, ließ Colton sich ganz hineingleiten.

## Kapitel 2

»Hi, Colton. Ist es okay, wenn ich dich so nenne? Deine Sachbearbeiterin hat gesagt, dass du es bevorzugst, nicht Mr. Davidson genannt zu werden.« Der Mann vor ihm war nicht, was Colton erwartet hatte, als Melanie angekündigt hatte, dass er vor seiner Verlegung einen Therapeuten treffen würde. Er hatte eher jemanden wie Kimball erwartet – älter, ruppig und vielleicht ein wenig davon abgestumpft, den ganzen Tag mit Problemkindern sprechen zu müssen.

Der Mann war so gekleidet, wie Colton es einst gewesen war, er trug Jeans und ein T-Shirt, das die Tattoos auf seinem Bizeps entblößte. Sein Haar war ordentlich gestylt und reichte nicht ganz bis über seine Ohren, wo knallblaue Hörgeräte zu sehen waren. Er hatte dunkelbraune Haut, bernsteinfarbene Augen und ein freundliches Lächeln, das Colton beruhigte. An einem Schlüsselband um seinen Hals hing ein Ausweis, was ihn eher aussehen ließ, als wäre er auf dem Weg zu einem Konzert statt einer Therapiesitzung, und der Gedanke brachte Colton beinahe zum Lachen.

»Stört Sie das?«, fragte Colton.

Der Kerl schüttelte den Kopf. »Überhaupt nicht. Du kannst mich auch gern Amit nennen, wenn du nichts dagegen hast.«

Alles in Colton rebellierte aufgrund seiner Erziehung dagegen, eine Autoritätsperson – einen Erwachsenen, der eindeutig das Sagen hatte – mit Vornamen anzureden. Aber Colton bemühte sich, viel von dem, was seine Eltern ihm beigebracht hatten, zu vergessen. Er war seit einer Woche in einer Wohngruppe untergebracht, arbeitete mit seiner Sachbearbeiterin und jetzt, nachdem er endlich hatte zugeben können, was Pater Benson ihm angetan hatte, mit einem Therapeuten zusammen.

»Dr. Amit?«, riet er.

»Ich bin noch kein Doktor«, erklärte Amit ihm. »Eigentlich bin ich Student, aber ich mache gerade eine Art... ich denke, man kann es Praktikum nennen, und du bist einer meiner ersten Patienten. Aber Amit ist mein Vorname, wenn du kein Problem damit hast, den zu benutzen.«

Colton spürte die Nervosität seines Gegenübers, merkte, dass er genauso überfordert war wie Colton selbst, und irgendwie machte es das etwas leichter. »Amit ist in Ordnung«, sagte er schließlich. »Ähm. Werden Sie noch Arzt?«

Amit grinste ihn an. »Ich hoffe, irgendwann schon. Aber das ist viel Arbeit und an manchen Tagen fällt es mir schwer.«

Colton zog eine Braue hoch, etwas überrascht davon, weil er Amit zwar erst seit ein paar Minuten kannte, er auf ihn aber intelligent wirkte und als würde er sich um mehr scheren als nur um seinen Stundenlohn. Dennoch machte er ihn nervös – Colton hatte noch nie wirklich jemanden wie Amit getroffen, mit seinem eindringlichen Blick und seinen Tattoos, und er wusste nicht, wie Amit reagieren würde, wenn er herausfand, weshalb Colton hier war.

»Willst du...«, setzte er an, ehe er den Kopf schüttelte. »Nicht wichtig.«

Amit beugte sich leicht zu ihm. »Du kannst mich alles fragen, was du willst. Das stört mich nicht.«

»Ist es nicht ätzend, den ganzen Tag irgendwelchen kaputten Kindern wie mir zuhören zu müssen?« Das war nicht das, was er sagen wollte, und er lief rot an und wandte den Blick ab, nachdem die Worte aus seinem Mund waren.

Doch Amit lachte nur und schüttelte den Kopf. »Zuerst einmal glaube ich nicht, dass du kaputt bist. Ich meine, ich verstehe den Slang und weiß, was du meinst. Ich habe meine eigenen Kindheits-traumata und wünsche mir oft genug, weniger abgefickt zu sein.«

Colton musste unwillkürlich über das beiläufige Fluchen lachen. »Wirklich?«

»Ich bin gehörlos in einem Haus voller Hörender aufgewachsen, die die Tatsache, dass ich gehörlos bin, nie anerkennen wollten. Und ich bin queer in einem Haus aufgewachsen, in dem es als Sünde angesehen wurde, queer zu sein. Oder zumindest hat man mir das lange eingeredet. Meine Mom und eine meiner Schwestern haben noch immer ein paar Probleme mit Gebärdensprache. Es ist viel zu lernen, und die meisten Leute wollen sich nicht die Mühe machen.«

Colton riss die Augen auf. »Bist du... sollte ich...« Er hob die Hände, ließ sie dann aber wieder sinken, weil er nur ein paar Buchstaben und *Danke* durch ein Lied aus der Grundschule beherrschte.

Amit lachte auf und hob eine Hand. »Alles gut, versprochen. Ich meine, ich werde dich nicht davon abhalten, wenn du je Gebärdensprache lernen und mit mir üben willst. Aber wenn ich meine Hörgeräte drin habe und wir in so einem stillen Raum sitzen, ist das schon okay.«

Colton nickte, ehe der Rest von Amits Aussage wirklich bei ihm ankam und ihm kurz der Atem stockte. »Du hast gesagt, dass du... du... dass du q-queer bist?« Er stolperte über das Wort, das er bisher nur als üble Beleidigung gehört hatte, und es fühlte sich merkwürdig an zu hören, wie jemand es mit einem gewissen Grad an Zuneigung und Stolz verwendete.

»Ich mag den Begriff bisexuell«, erklärte Amit ihm mit einer Leichtigkeit, von der Colton sich nicht sicher war, ob er sie je verspüren würde. »Aber manche Leute bevorzugen eher die Bezeichnung pansexuell und das ist beides vollkommen in Ordnung. Für mich – dabei, wen ich liebe – geht es nicht um das Geschlecht, sondern um die Person. Ich bin mit einem Mann namens Miguel verlobt. Er arbeitet als Tätowierer und malt manchmal. Ein Großteil meiner Familie ist viel besser damit umgegangen, als ich es erwartet hatte. Ich habe mich jahrelang versteckt – und hatte panische Angst, dass ich sie durch ein Coming-out verlieren würde.«

»Ein Großteil«, wiederholte Colton leise.

Amits Gesichtsausdruck wurde etwas traurig. »Ich habe eine Schwester, die – nun, sie und ich werden vermutlich nie einer Meinung sein. Aber der Rest von ihnen liebt Miguel genauso sehr wie mich und das ist alles, was ich je wollte.«

Colton konnte die Lüge in seiner Stimme hören, konnte erkennen, dass Amit etwas zurückhielt, aber er würde nicht von einem Fremden, den er gerade erst kennengelernt hatte, die Wahrheit verlangen. Abgesehen davon waren sie nicht hier, um über Amit zu reden. Er wusste, was Amit tat. Er stellte eine Beziehung her, gab Colton einen sicheren Raum. Er war furchtbar nervös, aber ihm lagen die Worte schon auf der Zunge, die nur darauf warteten, freigelassen zu werden.

»Ich bin Mormone. Nun... ich schätze, nicht *ich*. Ich, ähm, ich glaube nicht, dass sie mich noch wollen würden. Nicht so.« Seine Wangen brannten, als er mit einer Hand an seinem Körper entlangwedelte. »Ich weiß nicht, was ich bin. Aber der Rest meiner Familie ist ziemlich normal und ich wusste schon immer, dass ich anders bin. Ich habe versucht, das zu verstecken, aber ich wurde erwischt und, ähm...« Seine Stimme brach und er hasste es, wie jung ihn das klingen ließ. Er sah Amit schließlich an, verspürte einen Mut, den er seit Ewigkeiten nicht mehr empfunden hatte, und nickte sich selbst entschlossen zu. »Danach wurde es schlimm.«

»Willst du mir davon erzählen?«, fragte Amit.

Es fühlte sich wirklich und wahrhaftig nicht wie eine Lüge an, als Colton nickte und sagte: »Ja. Ich glaube schon.«

\*\*\*

Es dauerte genau zwei Wochen, bis Colton für das *Ted House* zugelassen wurde. Es bedeutete, dass er die Schule, auf die ihn die Wohngruppe geschickt hatte, verlassen musste. Es bedeutete, dass er seine wenigen Habseligkeiten – es waren alles ausrangierte, abgelegte Sachen aus den Altkleidercontainern, die vor Supermärkten und Secondhandläden standen – packen und sie an einen neuen Ort mitnehmen musste.

Aber das *Ted House* war anders. Zumindest sollte es anders sein. Es war dieses Märchen, das Teenager sich nachts im Bett flüsternd erzählten – ein mystischer Ort, den nie jemand zu Gesicht bekam, den aber alle kannten. Er hatte gehört, es wäre ein altes, verfluchtes Haus im viktorianischen Stil, das weit außerhalb einer Kleinstadt im Wald stand. Dort gab es jeden Abend Pizza und Kuchen und niemand musste zur Schule gehen oder Hausaufgaben machen.

Als Colton grünes Licht für den Wechsel bekam, hatte er panische Angst, weil er wusste, dass das alles zu gut war, um wahr zu sein. Nichts davon konnte auch nur annähernd real sein. Es würde nicht anders sein als die strikten Regeln bezüglich der Hausaufgaben, der Schlafenszeit und der Ausgangssperre, die er in der Wohngruppe auferlegt bekommen hatte. Es würde bis zum Anschlag mit wütenden Teenagern gefüllt sein, die drauf und dran waren, sich zu prügeln, ihm das Gefühl zu geben, fehl am Platze zu sein, und ihn zu vertreiben.

Er war müde und nirgends fühlte er sich zu Hause. Selbst als Amit ihm versicherte, dass er an einen guten Ort kommen würde – einen Ort, der einen Unterschied machen würde –, konnte er ihm nicht glauben. Amit hatte nie gelogen, aber Colton war nicht bereit, seine Mauern zu senken. Es gab immer einen Haken. Selbst Pater Benson hatte am Anfang nett gewirkt – als würde er sich kümmern, als würde er Colton tatsächlich helfen wollen.

Er hatte zwischendurch immer noch Alpträume. Träume, die ihn gelähmt und an dem Nachhall seiner Erinnerungen erstickend zurückließen – ertrinkend, verbrennend, erfrierend. Sein Körper war noch immer von den schlaflosen Nächten und Bestrafungen gezeichnet, bei denen er stundenlang in eine Kiste gesperrt worden war, in der er die Beine nicht ausstrecken konnte, oder bei denen er tagelang im Stehen gefesselt worden war, sodass er nicht zur Ruhe kam.

Er war immer noch schwul.

Trotz allem war er immer noch schwul und allein und nichts hatte sich geändert.

Und im *Ted House* würde es auch nicht anders werden.

Er saß auf der Rückbank von Kimballs SUV auf den weichen Ledersitzen und ihn durchlief ein ängstlicher Schauer bei dem Gedanken daran, dass er gezwungen werden könnte, seine Deckung fallen zu lassen, damit sie aus dem Hinterhalt zuschlagen konnten. Sein Atem ging schnell und flach, als sie vor einem zweistöckigen Haus im Ranch-Stil zum Stehen kamen. Es war kein viktorianisches Haus und stand nicht abgelegen im Wald. Es war von Vorstadtnachbarn und frisch gemähten Rasenflächen umgeben.

Ein kleines Schild direkt vor dem Eingangstor, auf dem *Ted House* stand, war das Einzige, das Colton verriet, dass hier keine Familie mit zwei Elternteilen, drei Kindern und vielleicht einem Hund wohnte.

»Alles in Ordnung, Junge?«, fragte Kimball.

Er blinzelte, bevor er die Schultern zuckte. »Alles gut.«

»Ich erkenne eine Lüge, wenn ich sie höre.« Er stellte den Motor aus und drehte sich dann zu ihm um. »Ich verstehe, warum du Angst hast, aber das hier sind anständige Menschen, das verspreche ich dir.«

»Das sagen sie immer«, murmelte Colton. »Die Leute in der Kirche – der Bischof – er hat das immer über meine Mom und meinen Dad gesagt. Sie sind anständige Menschen, du bist ihnen wichtig. Pater Benson hat das gesagt, bevor er...« Er brach abrupt ab und an Kimballs Gesichtsausdruck konnte Colton ablesen, dass der Officer genau wusste, was in seiner Akte stand. Oder zumindest annähernd.

»Das ist ein Ort für Kinder wie dich.«

Colton konnte sich ein bitteres Lachen nicht verkneifen. »Sie meinen Freaks?«

»Kinder, die etwas weitaus Besseres verdienen, als sie bekommen haben. Sage und Derek – du triffst sie gleich drinnen – haben hart an diesem Ort gearbeitet, weil sie genau wissen, wie es ist, an dem Punkt zu sein, wo du gerade bist.« Kimball warf ihm einen bedeutungsvollen Blick zu und Colton schlang fest die Arme um



sich. Er hatte etwas Gewicht zugelegt, sodass ihm seine Klamotten ordentlich passten – aber er war nicht geheilt. Er bezweifelte, dass er das je sein würde. »Gib ihnen eine Chance.«

Colton hätte beinahe darüber gelacht, weil ihm gar nicht bewusst gewesen war, dass er eine andere Wahl hatte. Wahrscheinlich hatte er das auch nicht, Kimball versuchte es vermutlich nur mit Diplomatie, aber er war nett genug und Colton wollte das nicht mit Füßen treten. »Mir geht es wirklich gut. Ich meine, es kann nicht schlimmer sein als in dem Haus in Denver, oder?«

Kimball schaute finster drein, sagte aber nichts, als er aus dem SUV stieg und ihn zu sich winkte. Colton beeilte sich nicht damit, seiner Aufforderung zu folgen. Seine Zukunft lag direkt hinter diesen Türen und er wusste schon jetzt, dass er es den Leuten, die ihm zu helfen versuchten, nicht leicht machen würde.

Amit sagte, dass es nicht seine Schuld war, dass es normal war, ausrasten und Dinge zerstören zu wollen. Manchmal waren es materielle Dinge, aber meistens war es der zerbrechliche Anfang von Beziehungen zwischen ihm und anderen Menschen. Wie mit seinen Freunden in der Schule. Wie mit Antony, der Colton im Bandraum nach dem Unterricht die Hand in die Hose geschoben und ihn gestreichelt hatte, bis er gekommen war. Wie mit Bill nach dem Ausgangsverbot, weil sie beide gelernt hatten, leise zu sein, wenn sie sich in das Bad im dritten Stock schlichen, weil es das einzige war, das man von innen abschließen konnte.

Colton hatte sich von ihnen anfassen lassen und sie ebenfalls angefasst. Er wollte beweisen, dass er nicht in die Hölle kommen würde, dass Gottes heilige Rache ihn nicht treffen würde, wenn er seinen Gelüsten nachgab. Er hatte recht – entweder scherte Gott sich nicht um ihn oder es war ihm egal, was Männer im Schutze der Dunkelheit miteinander trieben. Merkwürdigerweise fühlte es sich einsamer an, ignoriert zu werden, und es war leichter, grausam zu sein, die Jungen von sich zu stoßen und zu gehen, ohne sich zu verabschieden.

Er wollte sich Gedanken darum machen, dass er sie verletzt hatte, aber das fiel ihm schwer. Er war an einem Punkt, an dem Glaube nicht existierte, an dem auf lange Sicht nichts von Bedeutung war. Konsequenzen waren auf das Leben beschränkt, nach dem Tod gab es nichts außer der Leere und beinahe hieß er sie willkommen. Doch hinter diesen Türen war etwas, das spürte er. Es war die Chance auf mehr als nur kalte Bänke, dreckige Decken und Abendessen aus dem Müllcontainer.

Vielleicht würde es am Ende nichts bedeuten – genau wie sein Glaube und seine Hingabe zu einer Welt, die ihn gefressen und wieder ausgespuckt hatte. Aber es bestand durchaus die Möglichkeit, dass es etwas bedeutete. Er wollte nur... er wollte einfach nur durchhalten und es herausfinden.

\*\*\*

Colton kam es vor, als wäre die tickende Uhr, die jede Sekunde sichtbar machte, mit der sein Geburtstag näherrückte, eine Zeitbombe. Nur gab es keine Drähte, die man durchtrennen konnte, keine Rettung in letzter Minute, keinen strahlenden Helden am Ende. Stattdessen wurde er einfach achtzehn. Er wurde achtzehn, machte seinen Schulabschluss und das war es dann. Das *Ted House* würde nicht länger sein Zuhause sein und das war sein Pech.

Trotz Sages anhaltender Proteste, dass Colton nicht einfach mit seinem gepackten Rucksack vor die Tür gesetzt würde, fiel es ihm schwer zu akzeptieren, dass es so nicht kommen würde. Er hatte viel weniger Zeit in Obhut des Jugendamts verbracht als die meisten anderen, denen er begegnete – er hatte viel weniger Zeit in Wohngruppen verbracht und war nicht von Pflegefamilie zu Pflegefamilie gereicht worden. Aber selbst mit dem hilfsbereiten Personal und der familiären Struktur, die im *Ted House* herrschte, hatte er kaum das Gefühl bekommen, als würde er dazugehören.

Weil es nur vorübergehend war. Egal, wie oft sie ihm versprochen, dass sie eine Familie waren, egal, wie oft sie ihn umarmten, *hab dich lieb* oder *es tut mir leid* oder *ich verzeihe dir* sagten – am Ende war er ein fremdes Kind, das die Schule gerade so abgeschlossen und kaum eine berufliche Perspektive hatte.

Das Letzte, was er gerade tun wollte, war, die Kiste mit Babyenten in Elliots Büro zu bringen, aber Sage war gestresst, Derek hatte ein krankes Kind zu Hause und Silas versuchte, ein paar Probleme von zwei Kindern zu lösen, die früher am Nachmittag suspendiert worden waren.

Colton verpasste seine Schicht im *Masala* – zwar entschuldigt, trotzdem hatte er panische Angst, den Job zu verlieren, da er noch nie so lange einen Job halten können – und er wollte einfach nur beweisen, dass er zu etwas nutze war. Vielleicht würde das die anderen dazu motivieren, ihr Versprechen zu halten. Vielleicht würde er nach all dem nicht mehr allein sein.

Der Haupteingang zur Tierarztpraxis war verschlossen, weshalb Colton das Grundstück umrundete und das Tor an der Seite benutzte, das zu Elliots Tierheim führte. Er konnte Hunde bellen hören – und er schwor, dass er ein paar von denen erkannte, die hergebracht worden waren, nachdem er sie im Keller des Hauses versteckt hatte – und er musste gegen den Drang ankämpfen, die Entenküken abzustellen und die Hunde zu begrüßen.

»Später. Tu, was man dir gesagt hat!«, befahl er sich. Sein Gehirn und Konzentration waren nie Freunde gewesen, aber er wurde langsam besser. Irgendwie. Er atmete ein, ehe er zur Hintertür ging und genau in dem Moment nach der Klinke griff, in dem sie aufschwang.

Colton fiel auf den Hintern und schaffte es gerade so, die Enten zu retten, als ein großer Mann mit schwarzem Haar und funkelnden Augen auf ihn herabschaute. Der Mann sah verwirrt, besorgt und belustigt zugleich aus und er half Colton ohne zu zögern auf die Beine, selbst als Elliot um die Ecke schaute und ihn böse anstarrte.

»Was tust du hier, Colton?«, wollte er wissen.

Colton konnte nichts dagegen tun, dass sein Puls in die Höhe schnellte. Für Elliot zu arbeiten, war Sams Idee gewesen – weil Colton andauernd mit Streunern erwischt wurde. Sie hatten die Hoffnung, dass es seinen Drang, jeden herrenlosen Hund retten zu wollen, lindern würde – und das tat es auch. Allerdings waren Colton und Elliot wie Feuer und Wasser. Elliot war ruppig und hatte keine Geduld für Coltons Unfähigkeit, sich auf eine Sache zu konzentrieren, sodass Colton schließlich entlassen worden war.

Mehr noch, man hatte ihm ordentlich den Kopf gewaschen, ihm gesagt, dass er es zu nichts bringen würde, wenn er sich nicht zusammenriss, und ihn dann rausgeschmissen.

Es war nicht sein bester Tag gewesen, aber er wusste, dass Sage Elliot eine Standpauke gehalten hatte, nachdem Colton endlich zugegeben hatte, was passiert war. Aber seinen Job hatte er nicht zurückbekommen und Elliot hatte nie Anstalten gemacht, sich entschuldigen zu wollen. Andererseits wusste Colton, dass Elliot nicht unbedingt unrecht hatte. Colton war ein Wrack – und würde es immer sein.

»Geht's dir gut, Junge?« Der Akzent des Mannes ähnelte Basils, war aber um einiges schwächer. Coltons suchender Blick fand die Hörgeräte, woraufhin er die Hände heben wollte, um zu Gebärdensprache zu wechseln, bevor ihm einfiel, dass er einen Karton voller Entenküken in den Armen hielt.

»Sorry«, sagte er. »Ähm. Ich kann eigentlich etwas Gebärdensprache, aber...«

Der Mann legte ihm eine Hand auf den Arm und schüttelte den Kopf. »Alles gut. Ich kann dich so problemlos verstehen. Hast du dir wehgetan?«

»Ihm geht es gut«, knurrte Elliot und richtete seinen finsternen Blick auf Colton. »Oder etwa nicht?«

Colton öffnete den Mund – hauptsächlich, um Elliot zuzustimmen, weil er nicht länger als nötig hier rumstehen wollte –, doch der Mann wollte nichts davon hören. Er schaute Elliot scharf an.

»Sei kein Arschloch. Er ist mit...« Er schaute wieder zurück, lugte in den Karton und etwas Weiches und Sanftes zeichnete sich auf seinem Gesicht ab. »Oh mein Gott, sind das Enten?«

Colton trat von einem Fuß auf den anderen. »Ähm. Ja? Sage hat mich geschickt, damit ich sie vorbeibringe. Er sollte dir eigentlich schreiben und Bescheid sagen...«

Elliot gab ein ungeduldiges Geräusch von sich, machte auf dem Absatz kehrt und die Tür fiel laut krachend hinter ihm ins Schloss. Colton stieß leise den Atem aus und der Mann drehte sich wieder zu ihm. »Er hat einen harten Tag. Familienangelegenheiten.«

Colton schüttelte den Kopf. »Nein, er mag mich einfach nur nicht. So überhaupt nicht. Was, na ja, ich verstehen kann. Ich bin irgendwie ziemlich schwierig und...«

Der Mann legte seine Hand wieder auf Coltons Arm. »Es ist schön, dich kennenzulernen. Ich bin River.«

Colton spürte, wie sich etwas in ihm entspannte und die Angst, die seine Kehle fest umklammert gehalten hatte, sich etwas lockerte. Er rückte den Karton in seinen Armen zurecht, wobei die Entenküken etwas durchgeschüttelt wurden, aber er lächelte trotzdem. »Ähm... Colton. Ich wohne im *Ted House*.«

Er wappnete sich gegen die unweigerliche Reaktion, die die meisten Ortsansässigen in Bezug auf das Übergangshaus zeigten, aber River sah nicht misstrauisch oder angeekelt aus. Er drückte einfach nur wieder Coltons Schulter, ehe er einen Finger in die Schachtel streckte und ein paar der Enten streichelte. »Freut mich. Und sorry wegen Elliot. Er ist...«

River kam nicht dazu, den Satz zu beenden. Die Hintertür wurde wieder aufgestoßen und Elliot kam mit seinem Handy in der Hand heraus. »Du kannst sie reinbringen.« Danach hob er die Hände und gebärdete etwas, das für Colton sehr nach *Sehen wir uns später?* aussah.

River seufzte, als er antwortete, aber Colton konnte nicht sehen, was er sagte, da er sich an Elliot vorbeisob und das ihm vertraute Büro betrat. Er hatte nicht lange hier gearbeitet – wie bei den meisten anderen Jobs auch, hatte Elliot von Tag eins an darauf gewartet,

ihn zu feuern, und Colton war eine Katastrophe gewesen. Er war immer von der Angst abgelenkt worden, dass das *Ted House* ihn zurück in die Wohngruppe in Denver stecken würde oder seine Eltern auftauchen und irgendwie das Sorgerecht zurückbekommen und ihn wieder in das Camp schicken würden und er war einfach... Sein Gehirn wollte einfach nicht kooperieren.

Elliot war sowieso schon ein schroffer Kerl. Colton wusste, dass ihm wegen einer Verletzung beim Militär ein Fuß fehlte und dass es vermutlich die militärische Ausbildung war, die ihm diese ruppige Persönlichkeit verliehen hatte. Aber Colton konnte sein ADHS genauso wenig wegzaubern, wie Elliot etwas daran ändern konnte, wie er eben war.

Und um ehrlich zu sein, glaubte Colton, dass er sich selbst auch nicht sonderlich mögen würde, wenn ihre Rollen vertauscht wären. Er hatte Elliot nie einen Vorwurf gemacht, auch wenn der Kerl ihn zu Tode ängstigte.

»Stell sie einfach auf den Behandlungstisch in Zimmer zwei«, drang Elliots geistesabwesende Stimme an seine Ohren.

Colton beeilte sich zu gehorchen, öffnete die Schiebetür und stellte die Schachtel vorsichtig auf den Metalltisch. Er schaute hinein und sah, dass es den Küken gut ging – sie waren wahrscheinlich fast alt genug, um sie im Teich auszusetzen.

»Sage sagt, dass du sie in einem Gulli gefunden hast?«, fragte Elliot. Er kam herein, schlüpfte in seinen weißen Kittel und zog seine Handschuhe an.

Colton trat zur Seite, damit Elliot ein Küken aus der Schachtel nehmen und es vorsichtig hin und her drehen konnte. Colton war immer von seinen Händen fasziniert gewesen – von der sanften Art, wie er kleine Tiere anfasste, mit Fingern, die aussahen, als könnte er einen ausgewachsenen Mann mühelos erwürgen. Er riss sich aus seinen Gedanken, als Elliot sich genervt räusperte. »Ähm. Eigentlich war es Alexis – ich weiß nicht, ob du sie kennst. Sie ist recht neu. Na ja, sie war in Alabama eine Weile in einer Pflegefamilie und dann haben sie...«

»Colton«, sagte Elliot, wobei er erschöpft klang.

Er lief rot an. »Richtig. Ähm. Sie und eine Freundin haben sie auf dem Rückweg von der Schule gefunden. Ich habe ihnen geholfen sie rauszuholen. Sage war sich nicht sicher, ob es ihnen gut geht, also wollte er, dass sich sie... vorbeibringe?« Er hasste es, wie unsicher er klang, wie Elliot es schaffte, ihm jegliches Selbstbewusstsein zu rauben. Er wollte mehr als das sein. Er wollte so sein wie die Männer, die ihn bei sich aufgenommen hatten – direkt, selbstbewusst und frei von Scham.

Colton hatte Jahre damit verbracht, sich von dem Jungen zu trennen, der vor ihrer Tür gelandet war. Er war nicht mehr dieser Junge. Er hatte alles verloren, war zu Asche geworden und wollte sich als etwas Neues, Bedeutungsvolles daraus erheben. Doch Elliot war der Beweis, dass er noch immer derselbe verängstigte Junge war, der wahrscheinlich als bettelarme Jungfrau sterben würde, die nie den Mut gehabt hatte, zur Abwechslung mal nicht zu kuschen.

»Alles gut bei dir?«

Es dauerte eine Weile, bis Colton die Frage registrierte, wahrscheinlich, weil Elliot ihn das noch nie zuvor gefragt hatte. Er schluckte schwer und rieb sich den Nacken. »Ähm. Ja?«

»Fragst du mich das oder sagst du es mir?«, erkundigte sich Elliot, während er ein anderes Küken zur Hand nahm.

Coltons Wangen brannten. »Ich sage es dir.« Er holte tief Luft. »Ich mache in ein paar Monaten meinen Abschluss.«

»Ich weiß«, entgegnete Elliot.

Ein weiterer Punkt auf der Liste der völligen Überraschungen. »Oh. Nun, ja. Ich werde außerdem achtzehn. In sechs Tagen.«

Nun wurde Elliots Gesichtsausdruck so weich, wie er es noch nie zuvor gesehen hatte. »Ja. Das weiß ich auch.«

Coltons Magen rumorte. »Deshalb muss ich, du weißt schon« Er deutete mit dem Daumen über die Schulter. »Direkt danach.«

Elliot setzte das letzte Entenküken ab, stützte sich mit den Händen auf den Metalltisch und schaute Colton abschätzend an. »Du hast einen Job gefunden, oder? Nachdem du hier weg bist?«

Coltons Wangen wurden wieder heiß und er zuckte die Schultern. »Ja. Ähm. Will hat mich im *Masala* eingestellt und es läuft ziemlich gut.«

Elliot nickte und seine Schultern entspannten sich etwas. »Du weißt schon, dass sie dich nicht einfach rauswerfen, oder?«

Colton schluckte schwer. Er war sich nicht sicher, was er von diesem Elliot halten sollte – von einem Mann, der ihn bisher nur beleidigt und verhöhnt hatte. Er klang, als wäre Colton ihm wichtig, und das brachte ihn aus dem Konzept. »Ja. Ja, ich weiß. Es ist nur... Ich weiß nicht wirklich, wie es danach weitergehen soll. Ich... das hier war nie mein Plan. Ich meine, es war kein gutes Zuhause, aber ich hätte nie gedacht, dass...« Es war über ein Jahr her, seit er Probleme gehabt hatte, über seine Vergangenheit zu reden, aber als Elliot ihn so eingehend musterte, schnürte sich ihm die Kehle zu.

»Ich verstehe das. Aber sie sind deine Familie. Vertrau darauf.« Er zog sich die Handschuhe mit einem Schnalzen aus, warf sie in den Mülleimer, nahm dann den Karton und hielt ihn an seine Brust gepresst. »Du findest allein den Weg raus, oder?«

Colton nickte und verspürte einen kleinen Stich in der Magengegend, dass er einfach so weggeschickt wurde, aber andererseits waren er und Elliot keine Freunde. Sie würden nie Freunde sein. »Ja, kein Problem. Ähm... geht es ihnen gut? Den Küken?«

Elliot schaute lächelnd in die Box, der Ausdruck veränderte sein Gesicht auf eine Art, wie Colton es nie zuvor gesehen hatte, und er fragte sich, ob er diesen Elliot je kennenlernen würde. »Sie werden sich erholen. Ein paar Wochen behalte ich sie hier, dann kann ich sie zum Teich bringen. Ihr habt das gut gemacht. Sag Alexis, dass ich stolz auf sie bin.«

Colton riss die Augen auf, nickte aber trotzdem. »Danke. Darf ich...« Er zögerte, weil er Elliots Geduld nicht strapazieren wollte, aber auch nicht anders konnte. »Darf ich den Hunden Hallo sagen, bevor ich gehe?«



Elliot seufzte wieder, aber es klang nicht mehr so wütend oder genervt wie früher. »Ja, Junge. Lass sie nur nicht raus.« Colton nickte grinsend, ehe er zur Tür ging. Gerade als seine Hand die Klinke berührte, ergriff Elliot noch mal das Wort: »Du kannst jederzeit herkommen und sie besuchen. Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie dich vermissen.«

Colton nickte, ohne sich umzusehen, weil er Angst hatte, damit etwas zu riskieren. Er würde nie Elliots Lieblingsmensch sein, aber vielleicht von jemand anderem. Irgendwann. Wenn er es versuchte.

## Kapitel 3

Marcel hatte das Wort *durchschnittlich* schon von Kindesbeinen an gehasst und wusste, dass er das instinktiv von seinen Eltern übernommen hatte, die kurz nach seiner Geburt einen Blick auf ihn geworfen und darauf bestanden hatten, dass er das nie sein würde. Er hasste das Wort, weil es ihm nie gestattet war, diese Ausrede zu benutzen. Anders als sein Zwillingsbruder hatte er das genetische Los gezogen, dass ihm von Geburt an die Sehkraft versagte und sich nicht langsam verschlechterte, wie es bei den meisten Menschen im Alter passierte.

Grüner Star war eine Seniorenkrankheit – oder zumindest sagten das die Leute jedes verdammte Mal, wenn seine Eltern zu erklären versuchten, warum ihr Dreikäsehoch leichtfertig mit einem weißen Stock herumfuchteln über den Spielplatz rannte und manisch über die Schmerzensschreie der anderen Kinder und ihre blauen Schienbeine lachte.

Sie hatten ihm viele seiner Streiche durchgehen lassen, auch wenn sie lediglich dem einen Zweck dienten, seine Grenzen zu testen, um zu sehen, womit er noch durchkam. Marcel war auch nicht vollkommen blind. »Eines Tages könnte er das sein, aber es gibt Behandlungsmöglichkeiten«, hatten die Ärzte seinen Eltern jahrelang gesagt. Und die gab es. Operationen, die ihm wochenlang das Gefühl gegeben hatten, Sand in den Augen zu haben, Augentropfen, die die ohnehin schon helle Sonne noch greller machten, Brillen mit flaschenbodendicken Gläsern und Medikamente.

Ihm war nie ein Unterschied aufgefallen, aber es war ihm auch egal. Allerdings könnte sein Desinteresse mit seinen Eltern zu tun haben, die sich größte Mühe gaben, die Tatsache zu ignorieren, dass er blind war. Egal, was sein Bruder machte, dasselbe wurde von ihm erwartet, aber weder er noch sein Bruder hatten eine konventionelle Kindheit gehabt. Seine Eltern waren *Freigeister*, wie

sie sich gerne selbst bezeichneten. Seine Mutter glaubte an alle Erziehungsmethoden, die sich allein nach dem Willen des Babys richteten, und setzte ihren Söhnen nur selten Grenzen.

Und vielleicht wäre er sogar etwas verbittert über die lasche Erziehung seiner Eltern, wenn sie seinen Bruder nicht genauso behandelt hätten. Alle anderen nannten sie *Hippies*. Sein Vater wurde in Quebec geboren, hatte einen verflucht hohen IQ und entschied sich, in die Forschung zu gehen, woraufhin er den Großteil seiner Karriere damit verbrachte, an Universitäten auf der ganzen Welt Gastvorlesungen zu halten. Er hielt gerade ein Seminar zu invasiven Arten am Flagler College, als er Marcells Mutter kennenlernte und sich zu seiner längsten Lehrstelle an der Florida State University niederließ, während sie ihren Master machte. Sie heirateten, sehr zum Missfallen beider Familien, zwei Wochen nach ihrem Abschluss, aber keiner von ihnen bereute die Entscheidung.

Seine Mutter kündigte ihren Job als Journalistin, als sie schwanger wurde, und wollte einfach nur einen Ort, an dem sie einen Gemüsegarten pflanzen konnte – etwas, worauf sein Vater immer geachtet hatte, egal, wo sie auch wohnten. Doch die Zwillinge waren als Nomaden aufgewachsen und hatten kein wirkliches Gefühl von Heimat, abgesehen von ihren Eltern, einander und Marcells andauernden Arztterminen – denn die waren immer gleich, egal, in welchem Land sie auch lebten.

Aber Marcel war ein fröhliches Kind mit großen Zielen. Mit vier lernte er zu lesen – riesige Buchstaben auf einem Bildschirm, die er mit seinen pummeligen Fingern nachfahren und der Form einen Laut zuordnen konnte. Ein Jahr später lernte er Braille, worin er nicht besonders gut war, aber das lag hauptsächlich daran, dass er keine Geduld hatte, so lange still zu sitzen, bis die winzigen Punkte einen Sinn ergaben. Antoine war besser darin als er und verschlang mit acht bereits ganze Romane in Braille, während Marcel es kaum schaffte, die Knöpfe im Aufzug zu entziffern.

Das war für sie normal. Seine Eltern hatten ihm gesagt, er könnte alles sein, und das hatte er so verdammt lange geglaubt, dass es ein grausamer und heftiger Schock war, als er herausfand, dass es nicht

stimmte. Er war ein Kind vieler Welten, hatte die doppelte Staatsbürgerschaft von Kanada und den USA und einen Highschool-Abschluss, den er durch Homeschooling bekommen hatte. Deshalb war der erste Brief, in dem er von einer Universität abgelehnt wurde, ein Schock für ihn gewesen. Der zweite noch viel mehr. Bei dem fünften und sechsten hatte er sich irgendwie damit abgefunden, kämpfen zu müssen, obwohl er nie ein Kämpfer gewesen war.

»Ich mache etwas anderes«, sagte er zu Antoine, während sie ein paar Dosen Bier mit Mangoschmack ihres Vaters aus dem Kühlschrank im Keller schmuggelten und es sich auf dem Balkon im Obergeschoss gemütlich machten. Es war ein gemietetes Haus an der Küste des North Star Beach. Es war anders als die meisten Häuser mit Meerblick, in denen sie bisher gewohnt hatten – dieses lag in einer Bucht mit steinigen Ufern und ruhigen Nachbarn. Er hasste es nicht, aber er wurde langsam ruhelos und gelangweilt.

»Wir sollten einen Roadtrip machen«, schlug Antoine vor, wobei er schon ein bisschen lallte. Er hatte noch nie viel vertragen, auch wenn er so tat, als wäre er härter, als er eigentlich war. »Wir können Moms Auto nehmen, nach San Francisco fahren und da irgendwas machen.«

Marcel streckte die Arme über den Kopf, wobei seine Finger über die verwitterten Paneele kratzten, die sich langsam vom Wind und der Luftfeuchtigkeit durchzubiegen begannen. Er stellte sich nur für einen Moment vor, dass die Veranda unter ihnen nachgab. Wie sehr würde es wehtun, wenn sie auf dem Boden aufschlugen? Würde er sich verletzen? War der Fall tief genug, um ihn umzubringen?

Er drehte sich auf den Bauch, drückte das Gesicht gegen die Latten und rutschte umher, bis er mit dem rechten Auge – dem stärkeren Auge – dazwischen hindurch nach unten auf den Boden lugte. Es war nicht mehr als ein Haufen Schemen und Formen – der dunkle Nebel am Rand seines Sichtfelds, der ihn schon fast sein ganzes Leben über begleitete, war mittlerweile etwas dichter.

Er rollte sich wieder auf den Rücken, tastete suchend nach seiner Brille und setzte sie auf. Die verschwommene Mitte seines Sichtfelds wurde so scharf, wie es mit den Flaschenbodengläsern eben ging, und er starrte hinauf in den dunkler werdenden Himmel, der mit Sternen übersät war, deren Existenz ihm theoretisch bewusst war, die er aber niemals sehen würde. »Was würden wir da machen?«

»Leute treffen«, schlug Antoine vor. Er war elf Minuten jünger und viel weniger abenteuerlustig als Marcel, aber die Brüder waren dazu erzogen worden, sich auch einen Arm abzuhacken, wenn es den anderen glücklich machte. Und oft waren sie die einzige Unterstützung, die sie hatten. Ihre Eltern hatten sie geliebt, aber ihr Vater war viel beschäftigt und ihre Mutter war nie der fürsorgliche Typ gewesen. Wenn aus ihrer erweiterten Familie noch jemand am Leben war, hatten sie sie zumindest nie kennengelernt.

Es war schwer, Freunde zu finden, wenn man nie zur Schule ging und zweimal im Jahr umzog. Und es half nicht, dass Marcel immer das merkwürdige Kind mit der dicken Brille und dem weißen Stock war.

»Ich will ein Haus kaufen«, flüsterte Marcel dem Himmel zu.

Er spürte, wie Antoine das Gewicht verlagerte und ihm seine volle Aufmerksamkeit schenkte. »Jetzt sofort?«

Marcel schnaubte. »Nein, du Depp. Wir sind achtzehn. Ich will aufs College gehen, mir dann einen Job sichern, dann einen Ehemann finden und *dann* ein Haus kaufen. Und einen Hund.«

»Einen Blindenhund?«

»Einen Havaneser. Die haben so weiches Fell und sehen aus wie ein Wischmopp und sitzen gerne auf deinem Schoß. Ich hätte gerne so einen. Vielleicht auch einen Collie. Wie die bei *Lassie*.« Er schloss die Augen und schickte seinen Wunsch mit dem nächsten Atemzug ins Universum. So ein normaler Traum – so ein durchschnittlicher Traum – und doch fühlte er sich so unerreichbar an. Weil er nicht durchschnittlich sein durfte. Nie. Das hatte sein Schicksal nicht vorgesehen.

## Kapitel 4

Eventuell war Marcel von Brad, dem Studentenverbindungsmitglied aus seinem Donnerstagabendkurs, besessen, weil er durchschnittlich war. Er war ein richtiger *Berkeley Brad* – ein Ausdruck, den er selbst erfunden hatte, weil er ihn für clever hielt, auch wenn niemand da zustimmte – und der letzte Mensch, den Marcel je wollen sollte. Aber er konnte nichts dagegen tun.

Marcel hatte aufgegeben, die Welt dazu bringen zu wollen, sich ihm zu beugen. Stattdessen hatte er seine Idee von einer durchschnittlichen Zukunft mit zweieinhalb Kindern, einem Einfamilienhaus in der Vorstadt und einem Hund verworfen und mit Yoga angefangen. Sein Bruder hatte einen Praktikumsplatz bei irgendeinem Designstudio in San Francisco ergattert und seinen Eltern gefiel die Vorstellung so sehr, dass sie ihnen die Wohnung bezahlten und ihre Jungs fortschickten, um sich selbst zu *finden* wie ein paar dumme weiße Jungs, die in den Bergen Kaschmirs wanderten.

Marcel hasste das, was sich dahinter versteckte – Almosen, weil die Stadt teuer war und Antoine sie selbst mit seinem guten Gehalt nicht beide über Wasser halten konnte. Marcel hatte Hobbys und Interessen, hatte in Buchhandlungen und Supermärkten gearbeitet, aber nichts Dauerhaftes. Erst als der Leiter seines nachmittäglichen Yogakurses ihn darauf hinwies, dass er Lehrer werden könnte – die Zertifizierungskurse dauerten zwar lange und waren aufwendig, aber erschwinglich –, konnte er endlich nach etwas greifen, das ihm wirklich am Herzen lag. Er würde kein halsabschneiderischer Geschäftsmann wie sein Bruder werden oder ein flatterhafter Nomade wie seine Eltern, aber er würde einen Titel tragen und das war ein Anfang.

Es half, dass Marcel Yoga praktizierte, seit er laufen konnte. Hauptsächlich, weil die Ärzte gesagt hatten, dass er immer Probleme mit dem Gleichgewicht haben würde. Außerdem bestand seine

Mutter darauf, ihn ein paar Dinge der Desi-Kultur zu lehren, die sie zurückgelassen hatte, als sie aus Neu-Delhi nach Bright Meadow, Wisconsin, gezogen war, wo sie den weißen Gastprofessor getroffen hatte, den sie schließlich heiraten würde.

Marcel war sich immer sicher gewesen, dass seine Mutter ihre Übungen von den körnigen Videokassetten geklaut hatte, in denen Frauen mit toupierten Haaren im Stil der 80er-Jahre in knappen Gymnastikanzügen vor der Kamera Sport machten, und dass sie nicht wie behauptet eine alte Familientradition waren. Aber die Ärzte hatten richtiggelegen, was die positiven Effekte anging. Und es war die eine Sache, in der er wirklich gut war. Mit Bestnoten bestand er die Lehrstunden an einer hübschen, kleinen Schule mit Holzböden und einer verglasten Wand, die einen Ausblick über eine der abschüssigen Straßen der Stadt bot. Als er seinen Abschluss machte und sie ihm einen Job anboten, übernahm er all die Nachmittagskurse, da seine Sicht dann am besten und die Sonne am hellsten war, und richtete sich dort sein bescheidenes Leben ein.

Er war beinahe dreißig und hatte ansonsten keinen einzigen Erfolg vorzuweisen. Er hätte sich seine Wohnung ohne seine Eltern nicht leisten können, aber das spielte keine Rolle. Er datete, er fickte, er kaufte ein, er trank. Manchmal ging er auf den Wochenmarkt, um dort Gemüse zu kaufen, das dann während der nächsten Woche auf der Arbeitsfläche verrottete, weil er plötzlich Heißhunger auf koreanisches Essen hatte. Und er lebte.

Das war das Wichtigste – er lebte.

Liebe allerdings fehlte in seinem Leben. Die meisten Kerle wollten nur wissen, wie es war, einen Blinden zu ficken, und die paar Leute, die noch übrig blieben, waren bloß geil und auf der Suche nach einer schnellen Nummer. Er war auf vielen Ebenen zufrieden, nur nicht auf der, nach der er sich am meisten sehnte.

Nicht nach einer Beziehung, aber nach dem Beweis, dass er dazu bestimmt war, wie alle anderen zu sein. Egal, was die Öko-Muttis aus der Mittelschicht ihm jeden Mittwoch um elf erzählten, er war

keine Inspiration für andere und er war kein Wunder. Er war ein Mann mit einem genetischen Defekt, der einfach nur... etwas *Normales* wollte.

»Normal ist subjektiv und überbewertet«, würde Antoine jetzt sagen – sein Lieblingssatz, der Marcel jedes Mal zur Weißglut trieb. Aber bevor Marcel ein Wort herausbrachte, war Antoine immer längst verschwunden.

Normal *war* subjektiv, aber er wusste nicht, warum es so schlimm war, sich danach zu sehnen. Er wollte nicht auffallen, er wollte sich nicht ständig dafür entschuldigen müssen, er selbst zu sein. Es war einsam auf diesem Berg, umgeben von Menschen, während er sich nach Zuneigung sehnte und durch eine metaphorische Glaswand von allen abgeschnitten war, an der ein Schild mit *Den Blinden bitte nicht füttern!* hängen musste.

Und dann tauchte Brad auf und die Situation überforderte ihn komplett. Brad war nicht der erste Kerl aus einer Studentenverbindung, der seine Kurse besuchte. Das neue Jahr brachte immer einen Haufen Leute aus allen Lebenslagen herein, die sich vorgenommen hatten, sich zu bessern. Spirituell, körperlich, seelisch – und sie alle schienen zu glauben, das in einem Yogastudio erreichen zu können. Er brachte es nicht übers Herz, ihnen zu sagen, dass sie das, wonach sie suchten, nicht in einem Studio mit billigem Parkett aus dem Baumarkt und Krishna-Statuen aus dem Sonderangebot finden würden. Genauso wie er es nicht übers Herz brachte, den zwei weiße Damen mit Dreadlocks zu sagen, dass die Songs auf Sanskrit, die sie die letzten fünf Jahre einstudiert und gesungen hatten, eigentlich Beerdigungslieder waren und dass ihre Aussprache so klang, als sprächen sie Klingonisch.

Allerdings lichteteten sich die Reihen immer wieder und wahrscheinlich fiel Brad Marcel deshalb erst Ende Februar auf, als er als einziger Student neben den müden Müttern und fanatischen Fitnessgurus auf der Matte blieb. Normalerweise besuchte Brad den Spätnachmittagskurs, sodass Marcel keinen guten Blick auf ihn erhaschen konnte, abgesehen davon, dass er ein lachsfarbenes



Tanktop trug, dessen Farbe hell genug war, um von Marcel auch ohne Brille gesehen zu werden. Und wenn er sie doch trug – wenn er es schaffte, nah an Brad heranzukommen –, konnte er die Wölbung seines Hinterns sehen, konnte die Kraft in seinen Oberschenkeln spüren, wenn er ihm half, seine Haltung zu verbessern. Er konnte auch die Anspannung spüren, wenn Marcells Hände länger an einer Stelle verharren.

Brad seufzte auch immer, ein leises Geräusch, das Marcells Puls in die Höhe trieb und seinen Atem stocken ließ. Er hatte sich schon früher zu Kursteilnehmern hingezogen gefühlt, aber er war nie so nah dran gewesen, seine Regeln, um das Gleichgewicht zwischen Schüler und Lehrer zu wahren, zu brechen.

Glücklicherweise – oder unglücklicherweise, da war er sich noch nicht ganz sicher – hatte Brad da keine Skrupel.

Es geschah an einem Dienstag, einem ganz gewöhnlichen Nachmittag im strömenden Regen, als Marcel vor einem Feinkostladen auf seinen nutzlosen Bruder wartete, der unbedingt seinen importierten Käse brauchte. »Du bist quasi nur einen Block entfernt«, hatte Antoine ihm vorgeheult. »Wenn du direkt nach deinem Kurs losgehst, kann ich dich nach meinem Meeting abholen. Du musst nicht mal warten.« Die erste Lüge des Tages und Marcel war wütend darüber. Er hatte seinen Stock in einer Hand, seinen Korb in der anderen und seine Brille schon längst in die Tasche gesteckt, weil sie bei dem Regen nutzlos war.

»Hey«, sprach ihn eine körperlose Stimme aus dem grauen Nebel heraus von links an und er erschrak etwas.

Die Stimme klang seltsam bekannt, auch wenn sie merkwürdig in der nassen Gasse widerhallte. Marcel drehte den Kopf und blinzelte, aber der neblige Nachmittag war zu dunkel, als dass er mehr als einen Haufen verschwommener Formen hätte erkennen können. »Hey.«

Der Kerl lachte. »Du erkennst mich nicht, oder?«

Nein, das tat er nicht – aber beinahe, es war, als würde es ihm schon auf der Zunge liegen. »Sorry, bei dem Wetter ist es für mich praktisch unmöglich, etwas zu erkennen.«

Der Kerl gab ein mitfühlendes Geräusch von sich – oder ein mitleidiges, aber Marcel versuchte, das nicht so zu sehen, weil er sich darüber nur ärgern würde – und trat einen Schritt näher. »Ich bin Brad. Aus, ähm... aus dem Yogakurs donnerstags?«

*Brad.* Hitze stieg ihm in die Wangen; natürlich musste er ausgerechnet Brad begegnen, wenn er triefnass wie eine erbärmliche Kanalratte war. Brad, der fit und umwerfend war und wahrscheinlich einen Regenschirm dabei hatte. »Oh. Hey. Sorry, ich bin gerade echt nicht auf der Höhe.«

»Schon okay. Das Unwetter kam geradezu aus dem Nichts«, antwortete Brad, was die zweite Lüge des Tages war. Die Sintflut wurde schon seit über einer Woche angekündigt, aber Marcel war arrogant genug gewesen zu glauben, er könnte das Wetter überlisten. »Soll ich dich nach Hause bringen?«

Marcel zog beide Lippen zwischen die Zähne und ließ sie dann langsam wieder los. Die Antwort war Ja. Ganz ohne Zweifel Ja. Er wollte mehr, als nur nach Hause gefahren zu werden, aber er war nervös und wartete auf seinen dämlichen Bruder, der es wahrscheinlich verdiente, hier aufzutauchen und festzustellen, dass Marcel nicht mehr da war.

»Das wäre super«, sagte er schließlich.

Brad stieß ein überraschtes Lachen aus. »Wirklich? Ich dachte, du würdest mich abblitzen lassen.«

Marcel konnte sich ein belustigtes Schnauben nicht verkneifen und beugte sich etwas vor. »Warum das?«

»Weil ich irgendein Verbrecher sein könnte, der dir sonst was erzählt.« Die Antwort war witzig gemeint, aber es lag auch ein Anflug von Wahrheit darin – denn egal, wie sehr Marcel auch darauf beharren wollte, dass niemand ihn derart übers Ohr hauen konnte, er wusste, dass das nicht stimmte.

Marcel lief rot an und zuckte die Schultern. »Ich warte auf meinen Bruder, aber er ist schon fast eine halbe Stunde zu spät, also hat er es irgendwie verdient, den Umweg umsonst zu machen.

Und ehrlich gesagt, wenn du ein Verbrecher wärst, der mich überfallen will, geschieht es ihm nur recht, wenn er sich deshalb Vorwürfe macht.«

»Wie herzlos«, sagte Brad, aber Marcel konnte das Grinsen in seiner Stimme hören. »Gefällt mir. Komm schon, lass uns ins Trockene gehen.«

Marcel nickte, ehe er zeitgleich mit Brad einen Schritt nach vorne machte, dessen Bewegung allerdings nicht bemerkte. Sein Stock verkantete sich an Brads Schuh und der Griff wurde nach oben gedrückt und schob sich direkt in seine Rippen. »Fuck«, stöhnte er und kniff die Augen zusammen.

»Oh mein Gott, ich bin so ein Idiot. Wie kann ich... kann ich dir helfen?« Er klang aufrichtig betroffen und entschuldigend. Normalerweise mochte Marcel es, die Leute nach so einem Missgeschick einen Moment lang zappeln zu lassen, damit sie den Fehler vielleicht nicht wiederholten, aber das würde nicht dafür sorgen, dass er abgeschleppt wurde.

»Wie wäre es, wenn ich mich bei dir unterhake, statt meinen Stock zu benutzen. Warn mich einfach vor Pfützen und Schlaglöchern, okay?«

Brad zögerte, dann drückte er seinen Arm gegen Marcells. Binnen einer Sekunde hatte er seinen Stock zusammengeklappt und Brad hielt seinen Regenschirm hoch über ihre Köpfe, sodass er nicht mehr nass wurde. Ihm war nicht einmal sonderlich kalt, als er die Finger um Brads Oberarm schloss und sich von ihm führen ließ.

»Besser als jeder Blindenhund«, scherzte er.

Brad hielt überrascht inne, ehe er lachte. »Wirklich?«

»Ehrlich gesagt weiß ich das gar nicht«, antwortete Marcel lachend. »Ich wollte immer einen, aber mein Bruder ist allergisch. Und zwar tödlich allergisch, inklusive Krankenhausaufenthalt, deshalb konnte ich nie einen haben.«

»Und du... wohnst mit ihm zusammen, weil du nicht allein wohnen kannst?«, fragte Brad.

Marcel biss die Zähne zusammen, weil er absolut in der Lage war, allein zu leben, aber der Gedanke an eine erdrückend stille Wohnung und die Abwesenheit menschlicher Gesellschaft machte ihm Angst. »Ich kann allein leben, aber es ist irgendwie... Wir kümmern uns umeinander, weißt du? Meine Eltern haben sich nach Osteuropa abgesetzt, wo mein Vater an irgendeinem Projekt arbeitet, das bedrohte Arten retten wird oder so, und wir sind seither zusammen. Außerdem sind wir Zwillinge, also schätze ich, dass unsere Beziehung zueinander sowieso irgendwie seltsam ist.«

Brad lachte leise auf, bevor er ihn vor einer Seitenstraße warnte, die Marcel dank der Noppen im Bürgersteig schon erspürt hatte. »Vielleicht wäre es nicht das Schlechteste, sich eine eigene Wohnung zu suchen. Meine Eltern finanzieren mir meine Wohnung hier mit und es ist echt geil, keine Mitbewohner zu brauchen.«

*Er würde es nie verstehen*, wurde Marcel plötzlich klar. Dieses erdrückende Verlangen, jemanden um sich zu haben, damit er nicht das Gefühl hatte, die Welt würde um ihn herum zusammenschrumpfen. »Ich denke darüber nach.« Es war eine Lüge, ein Zugeständnis, um das Gespräch am Laufen zu halten, denn das zwischen ihnen war vielleicht nichts *Ernstes*, aber er wollte trotzdem einen Orgasmus. »Antoine arbeitet eh viel, weshalb ich mehr als genug Zeit für mich habe.«

Sie erreichten das Auto und Marcel ließ ihn los und ertastete den Türgriff mit flinken Fingern. Sie war verschlossen, öffnete sich dann aber mit einem leisen Piepen und er sank in die bequemen Ledersitze. Die Luft im Auto war kalt, aber das störte ihn nicht – er war aus dem Regen raus und einen Schritt näher dran, Brads Mund um seinen Schwanz zu spüren.

»Ich nehme mal an, dass du den Großteil deiner Zeit mit Yoga verbringst«, sagte Brad und beugte sich zu ihm. Marcel konnte seinen warmen Atem auf seinen Wangen spüren und die Luft zwischen ihnen duftete nach Minze. »Dich während der Stunde zu beobachten, ist wirklich beeindruckend. Dein Körper ist *der Hammer*.«

Es war offensichtlich, dass Brad mehr an seinem Körper als an seiner Wohnsituation interessiert war, aber damit konnte Marcel gut arbeiten. »Es ist praktisch, die Beine bis hinter den Kopf heben zu können«, sagte er, während Brad das Auto auf die Hauptstraße lenkte.

Er spürte, wie das Auto leicht schlingerte, und verspürte eine gewisse Selbstzufriedenheit. Er war sich sicher, dass das hier nicht mit einem Kuss auf die Wange oder einem unbeholfenen Abschied enden würde.

»Ist bei deinen Einkäufen etwas Tiefgekühltes dabei?«, fragte Brad angespannt.

»Spielt das eine Rolle?«, entgegnete Marcel, denn das tat es nicht. Zumindest nicht für ihn. An die meisten seiner One-Night-Stands kam er viel schwerer heran als an handgemachten Käse aus Feinkostläden.

San Francisco war voll von ihnen. Es gab an fast jeder Straßenecke einen, damit die Einwohner das Gefühl hatten, ihrem Namen gerecht zu werden: Paris des Westens. Marcel, der eine Weile in Paris gewohnt hatte, konnte dem nur schwerlich zustimmen, aber überheblich passte als Begriff – auch zu ihm.

Zumindest passte es zu dem Mann, zu dem seine Eltern ihn verzweifelt hatten erziehen wollen. Der Mann, der Marcel nicht werden wollte. Und während Brad so überhaupt nicht wie der Typ für Haus und Kinder wirkte, war er durchschnittlich genug, und das allein machte ihn die Eroberung wert.

»Ich wohne nicht weit von hier«, sagte Brad. »Wenn du keine Eile hast, nach Hause zu kommen.«

»Ich hab heute nichts Dringendes vor.« Marcel grinste. Hielt die Beziehung für diese Welt schon lange? Schwer zu sagen. Aber Brad lehnte sich ein Stück über die Mittelkonsole und legte eine Hand auf Marcells halb harten Schwanz. Wenn Marcel vorher noch nicht von ihm überzeugt gewesen wäre, hätte das jetzt ausgereicht.

»Ich habe Kondome da«, sagte Brad.

Marcel nickte. »Dann denke ich, der Käse wird sich schon halten.« Und falls nicht, konnte er noch mal herkommen. Wer weiß – vielleicht hatte er ja wieder Glück.

\*\*\*

Marcel saß am Tisch, die Tischdecke steif und gestärkt unter seinen Händen, der heiße Teller mit der Vorspeise so nah, dass er die Wärme an seinen Knöcheln spüren konnte. Er hatte nichts gegessen, hauptsächlich, weil sein Magen vor Nervosität rumorte, seit Brad ihm geschrieben und gefragt hatte, ob sie sich treffen könnten. Es war schon irgendwie bezeichnend, dass sein Freund die Fähigkeit besaß, die Kontrolle zu übernehmen, indem er Gespräche an einem Ort stattfinden ließ, an dem Marcel im Nachteil war.

An einem ihm unbekanntem Ort, bei dem das Licht so gedimmt war, dass er kaum mehr als die schwache Tischbeleuchtung und die flackernden Kerzen ausmachen konnte. An dem es laut genug war, dass er Probleme hatte, sich zu orientieren. Er war mit seinem Stock in Begleitung eines verängstigten Kellners hergekommen und man hatte ihm eine ausgedruckte Speisekarte präsentiert.

Er hatte die Wartezeit auf seinen unzuverlässigen Freund damit verbracht, mithilfe der Handytaschenlampe und der Zoomfunktion ein paar der Vorspeisen zu entziffern. Aber das wurde ihm zu langweilig und als Brad ankam, waren seine Augen bereits müde und Kopfschmerz hämmerte hinter seinen Schläfen.

Er gab Marcel einen kurzen Kuss auf die Wange, der viel flüchtiger war, als der Kuss eines Mannes sein sollte, der angeblich in einen verliebt war. Tief im Innern hatte er gewusst, dass das hier kommen würde. Das Ende. Die Trennung. *Finito. Fin. Samaapt.* Marcel hatte es, seit er alt genug für Beziehungen war, nicht geschafft, eine länger als sechs Wochen am Laufen zu halten – hauptsächlich, weil er bissig und schwierig im Umgang war. Aber auch, weil er Leuten keinen Freibrief dafür gab, sich beschissen zu verhalten, nur weil sie ihn ficken wollten.

Es war elf Monate her, seit Brad ihn vor diesem Feinkostladen aufgegriffen hatte – was sich manchmal wie eine Ewigkeit anfühlte. Es war Brad nicht schwergefallen, Marcel davon zu überzeugen, Antoine die Wohnung zu überlassen und bei ihm einzuziehen, obwohl sie erst seit ein paar Wochen zusammen waren. Seine Rückversicherung war, dass seine Eltern für alles zahlten und er einen Ort hatte, an den er zurückkonnte, wenn alles den Bach runterging. Antoine schien abwechselnd belustigt – hauptsächlich, weil Brad genau die Art Mann war, die ihren Eltern missfallen hätte – und stolz zu sein, weil Antoine Marcel zwar dazu ermuntert hatte, ein unabhängiger, eigenständiger Mann zu werden, er aber nie daran *geglaubt* hatte. Es war arrogant, herzerreißend und an manchen Tagen – wenn Brad sich besonders arschig verhielt – stellte er sich vor, einfach seine Sachen zusammenzupacken und aus der Stadt zu verschwinden.

Und zwar nicht nur weg von Brad, sondern auch von seinem überfürsorglichen Bruder, den Anrufen seiner Eltern und ihren automatischen Überweisungen, die einfach nur auf seinem Konto herumlagen. Und er wusste, dass es ihn zum größten Arsch der Welt machte, sich darüber zu ärgern, Geld geschenkt zu bekommen, weil es ein Privileg war, das die meisten Leute nicht hatten. Aber der Gedanke, dass er so wenig Möglichkeiten hatte, sein Einkommen selbst aufzubessern, machte ihn fertig. Jeder Cent fühlte sich wie ein kleiner Schnitt an – als würde man ihn dem Tod durch tausend Schnitte unterziehen –, auch wenn es metaphorisch gemeint war. Aber Antoinés traurige Aufmunterungsversuche, wann immer Brad und Marcel stritten, und die Angebote seiner Eltern, ihm seine eigene Wohnung zu mieten, wurden ihm langsam zu viel.

Elf Monate waren verstrichen. Ihre Beziehung fühlte sich wie eine Packung Milch an, die sie beide hinten im Kühlschrank vergessen hatten. Aufgebläht und geronnen wartete sie nur darauf, dass jemandem auffiel, dass sie sauer geworden war und in den Müll gehörte. Er und Brad stritten und schrien öfter, als dass sie sich liebten und miteinander schliefen, und es war nicht überraschend,

dass Brad einen Ort ausgesucht hatte, der ihn aus der Fassung bringen würde. Was das anging, war er ein bisschen gemein – er liebte das Element der Überraschung, liebte es, dafür zu sorgen, dass Marcel ihn nicht auf dem falschen Fuß erwischen konnte. Er wusste, dass es ungesund war, aber es war schwer, sich darum zu scheren, wenn er doch auch wusste, dass Brad nur abwartete, bis die Gelegenheit für eine Trennung günstig war.

Die Zeit dafür war reif. Brad hatte seinen Master gemacht und schaute sich nach Jobs um. Ein Umzug zeichnete sich ab und Marcel brauchte keine Karte, um das Ende ihres Weges zu finden.

»Also, sagst du mir jetzt, warum du mich ausgerechnet ins *Vincent's* geschleppt hast, um mich abzuservieren?«, fragte er schließlich, als Brad keinerlei Anstalten machte, den Schritt zu wagen.

Zu seiner großen Zufriedenheit verschluckte sich Brad an seinem Getränk und stellte das Glas mit einem leisen Klirren ab. »Was?«, fragte Brad und Marcel war etwas überrascht und genervt, Aufmerksamkeit in seiner Stimme zu hören.

»Ich bin nicht dumm, weißt du? Du lädst mich in dieses schlecht beleuchtete Restaurant ein, in dem ich mich kaum zurechtfinde, nachdem du mir eine kryptische Nachricht geschrieben hast, dass wir reden müssen. *Wir müssen reden*, Brad? Jeder weiß, was das heißt.«

»Himmel, willst du für den Rest unseres Lebens so pessimistisch sein?«, fuhr Brad ihn an.

Das traf ihn wie ein Schlag in die Magenröhre und Marcel lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Du weißt genau, wer ich bin. Du wusstest von Anfang an, welche Art Mensch ich immer sein werde.«

Brads leises Seufzen verwandelt sich in ein Glucksen und er sagte: »Ich schätze schon. Aber ich mache nicht mit dir Schluss. Ich wollte mit dir über ein Jobangebot reden, das ich heute Nachmittag bekommen habe.«

Normalerweise besprach Brad einen Jobwechsel nicht mit ihm. Himmel, Marcel wusste kaum, was Brads Abschluss für seine Karriere bedeutete, und nachdem Brad einmal versucht hatte, es



ihm zu erklären, hatte er das Gespräch mit einem »Irgendwas mit Computern und Konten« beendet und das Thema abgehakt. Das reichte aus.

»Okay, warum?«, fragte er schließlich. »Warum interessiert es dich einen feuchten Dreck, was ich davon halte?«

»Weil sie mir eine Stelle in Denver anbieten«, sagte Brad vollkommen ruhig, als wäre es ganz normal, über tausend Meilen versetzt zu werden.

»Was?«

»Ja, es ist ein echt gutes Angebot und ich wollte mit dir darüber reden, bevor ich meine Entscheidung treffe.« Brad seufzte wieder, ehe er seine Gabel dumpf auf den Tisch ablegte und sein Glas anhub. Marcel hörte, wie mehrere Schlucke Wein getrunken wurden, und spürte, wie sich der Tisch mit Brad bewegte. »Ich will, dass du mit mir kommst. Ich verdiene da gutes Geld und da du immer noch auf der Suche nach einem Job bist...« Marcel, der wusste, dass die Tatsache, dass er keinen *richtigen* Job hatte, ein Reibungspunkt zwischen ihnen war, bemerkte den leicht bitteren Unterton in Brads Stimme durchaus. »Es ist ein neuer Markt.«

Brad wusste genau, warum Marcel Probleme hatte. Sie waren lange genug zusammen, dass er gesehen hatte, wie Marcel Absagen für Jobs bekommen hatte, für die er eigentlich überqualifiziert war, weil die Unternehmen keine Ahnung hatten, wie sie ihn integrieren sollten. Er hatte mitangesehen, wie Yogastudios Marcells Stunden gekürzt hatten, bis er nur noch einen Kurs in der Woche gab, nur weil ein paar Kursteilnehmern seine Blindheit unangenehm war. Brad wusste, dass das immer ein Problem für Marcel sein würde, und zwar nur, weil er in der genetischen Lotterie verloren hatte, und trotzdem hielt er es ihm vor.

»Okay«, sagte Marcel langsam.

Er streckte eine Hand aus, fand sein Glas mit den Fingerspitzen und trank dann das halbe Glas Wein in einem Zug aus. Der leicht säuerliche Nachgeschmack lenkte ihn ab, allerdings nur einen Moment, weil das hier eine verdammt wichtige Frage war, die Brad

ihm stellte. Seine Sachen zu packen und durchs halbe Land zu ziehen, war eine große Entscheidung. Marcel war es gewohnt, von Ort zu Ort zu ziehen, neue Städte zu erkunden, ohne wirkliche Kontakte oder Rückendeckung zu haben, aber so was tat er nie leichtfertig, und er hatte immer seinen Bruder und seine Eltern bei sich gehabt.

Jetzt wollte Brad diese Rolle übernehmen. Er hatte immer angenommen, dass ihre Beziehung ein Ablaufdatum hätte. Wollte er das also wirklich machen? Konnte er Brad vertrauen?

Musste er das?

»Es gibt wahrscheinlich einen Haufen Yogastudios, bei denen ich mich umsehen kann«, murmelte er mehr zu sich selbst. »Oder ich könnte mein eigenes eröffnen.« Er hatte genug Ersparnisse, das war nicht das Problem. Das Problem war, sich auf dieses unerwartete Angebot einzulassen. Das Problem war, dass Brad ihre gesamte Beziehung auf den Kopf stellte. Marcel hatte geglaubt zu verstehen, was sie waren – wer sie waren. Elf Monate lang hatte er die Tage heruntergezählt. Und jetzt...

»Also... ist das ein Ja?«, fragte Brad.

Es lag genug Hoffnung in seiner Stimme, dass Marcel ihm den Wunsch nicht abschlagen wollte. Vielleicht hatte er Brad ganz falsch eingeschätzt – vielleicht hatten die Jahre andauernder Enttäuschung darüber, abserviert und erniedrigt zu werden, ihn so verbittert werden lassen, dass er nicht bemerkte, was direkt vor ihm war.

»Mar?«, hakte Brad nach.

Marcel räusperte sich. »Ja. Es ist ein Ja.« Vielleicht war es Zeit, ein neues Kapitel aufzuschlagen. Vielleicht war es Zeit, seinen Freund in einem völlig neuen Licht zu sehen.

## Kapitel 5

Der Tag war die Hölle gewesen – und das war ein Wort, das Colton nicht leichtfertig benutzte. Er war beinahe auf den Tag genau seit drei Jahren in Fairfield, doch während seine Erlebnisse der Vergangenheit zu einem dumpfen Schmerz in seiner Brust verblasst waren, waren sie nie ganz verschwunden. Auf merkwürdige Weise war es manchmal ein Segen, weil es half, die richtige Perspektive beizubehalten, aber manchmal war er dadurch vom Leben auch einfach heillos überfordert.

Er hatte sein erstes Jahr im *Ted House* damit verbracht, seine Grenzen auszuloten, zu provozieren, wie sehr er sich danebennehmen konnte, bevor sie ihn rauswarfen. Und er war mit Sicherheit nah dran gewesen. Der Vorfall mit dem Rudel streunender Hunde hatte ihn beinahe wirklich zurück in die Wohngruppe in Denver befördert.

Doch kurz vor seinem Abschluss hatte James sich mit ihm hingesetzt, ihm direkt in die Augen gesehen und ihm den Kopf zurechtgerückt, und das hatte einiges geändert. »Ich verstehe es, Mann. Vielleicht nicht ganz so wie du. Meine religiösen Narben sind alle innerlich.« Sein Blick fiel auf Coltons Arme, auf denen die Male, die Pater Benson hinterlassen hatte, so deutlich zu sehen waren wie am ersten Tag. »Aber sie sind trotzdem da.«

»Sage hat gesagt, dass es das war, also keine Ahnung, warum du überhaupt hier bist«, entgegnete Colton mit leiser, verängstigter Stimme.

James stieß ein Seufzen aus und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Er streckte seine Prothesen von sich und Colton musste unwillkürlich starren. Nicht weil sie unecht waren, sondern weil filigrane Muster in den Schaumstoff geschnitzt waren, die ihn wie viktorianische Spinnweben überzogen. Keines glich dem anderen,

aber das konnte man unmöglich erkennen, wenn man nicht die Details jeder einzelnen Schnitzerei ganz genau betrachtete. »Sage will das nicht tun, aber er hat die Regeln nicht gemacht, Mann. Es liegt jetzt nicht mehr in seinen Händen und du fängst lieber an zu beten, dass deine Sachbearbeiterin sich deine Seite anhört.«

Colton war sich nicht wirklich sicher gewesen, was seine Seite überhaupt war. Zumindest nicht, bis er mit einer unbekanntem Zukunft konfrontiert war und nur noch sicher wusste, dass er nicht gehen wollte. Aber beten? »Ich glaube nicht, dass Gott meine Stimme gerade hören möchte«, gestand er, weil er seit seiner Ankunft hier zu verdrängen versuchte, dass der Himmlische Vater all seine bisherigen Taten hassen würde. Zumindest der Himmlische Vater, mit dem er aufgewachsen war. Ein Himmlischer Vater, der Coltons Retter in die äußerste Finsternis verbannen würde. Und Colton war sich nicht sicher, ob er noch daran glauben wollte.

James drückte sanft sein Handgelenk. »Habe ich dir je erzählt, dass mein Vater ein Priester war?«

Colton sah ihn mit großen Augen an. James verbrachte viel Zeit mit den Jugendlichen im *Ted House*, gab aber selten etwas von sich selbst preis. Colton wusste, dass seine Vergangenheit aus Schmerz und Zurückweisung bestand und dass die Liebe ihn schließlich nach vielen Jahren gefunden hatte. Aber *das* hatte er nicht gewusst.

»Er war ein gottesfürchtiger Südstaatler, der Jesus von ganzem Herzen liebte«, erzählte James und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Er hob ein Bein an und legte den Knöchel auf dem Knie des anderen ab, während sich seine Finger in den weichen, verzierten Schaumstoff bohrten. »Er war der Meinung, dass der Verlust meiner Beine ein Zeichen ist, dass ich vom rechten Weg abgekommen bin.«

Colton verzog das Gesicht. »Das ist furchtbar.«

»Ich war viele Jahre nicht in der Lage, etwas an meinem Leben zu ändern, weil ich die Stimme meines alten Herrn nicht aus dem Kopf bekam. Und um ehrlich zu sein, Junge, ich weiß nicht, ob es da draußen einen Gott gibt, der jemandem wie mir zuhören will.

Aber ich weiß, dass er sich niemals von einem Kind abwenden würde, weil es so ist, wie es ist.« Er beugte sich vor und hielt Coltons Blick fest, selbst als Colton wegsehen wollte. »Wenn beten dir hilft, dann bete.«

Colton leckte sich die Lippen und schaute zur Decke. »Ich kann mich bessern«, sagte er kleinlaut.

James lachte leise und schüttelte den Kopf. »Ich weiß, Junge. Du hast nur noch ein paar Monate, bis das hier vorbei ist, ob es dir nun gefällt oder nicht. Und deine Sachbearbeiterin muss sehen, dass Sage und Silas genug Fortschritte mit dir gemacht haben – dass du allein klarkommen wirst, wenn du gehst.«

Und das war der springende Punkt – er würde gehen müssen, unabhängig von seinem Verhalten, weil er achtzehn war. Er hatte noch bis zu seinem Schulabschluss – eine Gnadenfrist – und dann war er draußen. Und natürlich gab es Unterstützung. Sage hatte noch nie jemanden einfach so aus der Tür hinausspazieren lassen, aber Colton würde trotzdem dafür arbeiten müssen

Es war bloß nicht leicht. Er bemühte sich, in irgendetwas gut zu sein, aber seine Medikamente waren kein Wundermittel und seine Konzentration war die eine Sache, die er nicht kontrollieren konnte. Er war nicht einfach nur abgelenkt, er war nicht einfach nur hyperaktiv, er war auch oft leicht gereizt und verwirrt und verzweifelte oft bei dem Versuch, sich von dem ständigen Chaos in seinem Kopf abzulenken.

Aber sie gaben ihn nicht auf. Silas hatte sich für ihn eingesetzt und Coltons Sachbearbeiterin dazu überredet, ihm noch eine letzte Chance zu geben. Sage hatte gesagt, dass er eine Bereicherung fürs Haus wäre – und das war er. Meistens. Er passte auf die Kinder auf, denn aus irgendeinem Grund war er gut darin. Er half, sich um Apollo zu kümmern, wenn Wyatt gerade nicht mit dem Hund spazieren gehen konnte. Er probierte ein paar Jobs aus und schaffte es sogar irgendwie, sich in Wills Küche im *Masala* recht ordentliche Fähigkeiten anzueignen.

Und dann geschah das Unvermeidliche.

Er wurde achtzehn und machte seinen Highschoolabschluss. Ihm wurde eine kleine Wohnung bereitgestellt, er behielt seinen Job im Café und jetzt stand ihm das Studium und eine Zukunft bevor, in der er mehr machte, als jeden Morgen um drei Brotteig zu kneten. So verging ein Jahr – ein Jahr lang dieselbe langweilige Routine, ohne dass Hoffnung auf eine Veränderung bestand. Keine Perspektive, keine richtige Zukunft. Er war zu schüchtern, um mit jemandem auszugehen – und in der Stadt kannte ihn jeder und wusste, wo er herkam. Er war nicht nur allein, er war einsam.

Die ständige Erschöpfung machte ihn wütend und diese Wut brodelte vor sich hin, bis sie immer wieder im Kleinen überkochte – indem er seinen Boss anschnauzte, den Kunden gegenüber frech wurde oder Schuldeneintreibern sagte, dass sie ihn mal gepflegt am Arsch lecken konnten, wenn sie ihn auf dem Handy anriefen.

Heute war einer dieser Tage gewesen. Er war zu spät zur Arbeit gekommen, weil er zwei verhungerte Straßenhunde in einer Gasse aufgelesen hatte, weshalb er das Risiko eingegangen war, erst eine halbe Stunde nach Schichtbeginn einzustempeln, um ihnen vorher ein kleines Bett im Abstellraum herzurichten. Leider hatte Will gerade einmal zwanzig Sekunden gebraucht, um sie zu finden, und danach war der Tag den Bach runtergegangen.

»Ernsthaft, Mann, manchmal muss man schwierige Entscheidungen treffen.« Sage klang resigniert und müde und sein Tonfall ließ Colton zusammenzucken – eine Angewohnheit, die er selbst nach all den Jahren nicht abschütteln konnte. Sage sah es, räusperte sich und begann dann von vorne. »Du findest wahrscheinlich keine Wohnung, wo du mehr als einen kleinen Hund oder vielleicht eine Katze halten darfst. Und du weißt genau, dass du sie nicht ins Café lassen kannst.«

Colton schluckte, lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust, während er auf seine unberührte Tasse Chai Tee starrte. »Ja.«

»Also, dann verrät mir, warum du zwei Hunde im Abstellraum untergebracht hast«, sagte Sage jetzt viel weniger frustriert.

»Wird Will mich feuern?«, fragte Colton.

Sage fuhr sich mit einer Hand übers Gesicht und seufzte. »Nein, und das wissen wir beide, also tue ich erst gar nicht so, als könnte ich das als Drohung benutzen. Aber ihm könnte vom Gesundheitsamt der Laden dichtgemacht werden, wenn sie eine unangekündigte Inspektion durchführen und Hunde dort finden, wo auch Lebensmittel aufbewahrt werden.«

»Ich habe mich vergewissert, dass alles luftdicht verschlossen ist«, setzte Colton an, aber er war sich bewusst, dass das ein schwaches Argument war. Er mochte eine schwere Kindheit gehabt und kaum den Abschluss geschafft haben und sein ADHS zerschoss ihm trotz Medikamenten ständig die Konzentration, aber er war nicht *dumm*. Er war nur... Seine Impulskontrolle war momentan sehr dürftig und selbst sein Therapeut hatte Probleme bei der Suche nach dem Grund. »Ich will niemanden in Schwierigkeiten bringen. Nicht mal mich selbst. Das ist kein selbstzerstörendes Verhalten, versprochen.«

Sage schaute ihn eine Weile an, ehe er nickte. »Ich rufe Elliot gleich an...«

»Nein«, entfuhr es Colton, aber Sage fuhr fort, als hätte er nichts gesagt.

»... damit er heute Nachmittag vorbeikommt, sie abholt und an eine Pflegestelle abgibt.«

»Ich könnte...«, begann Colton, doch als Sage eine Hand hob, blieben ihm die Worte im Hals stecken. »Ich mache mir nur Sorgen um sie. Sie wurden ausgesetzt und sind halb verhungert.«

»Will hat sie schon mit etwas Hühnchen und Reis gefüttert und er wird den Pflegefamilien etwas Geld zukommen lassen, damit die Hunde keinen Hunger leiden müssen. Oder vernachlässigt werden. Oder nicht genug Liebe bekommen.« Sages Stimme wurde für ihn untypisch leise und Colton wusste, warum.

Seine schmutzige Wäsche – seine Vergangenheit – war kein großes Geheimnis. Er hasste es, dass er in ihren Augen dieses zerbrechliche Wrack war, aber gleichzeitig war es eine Erleichterung zu wissen, dass er diese Teile von sich nicht verstecken musste.

Er durfte zerbrechlich sein, wenn er es brauchte, er durfte sich zu dem Mann entfalten, der er einmal werden würde, und er durfte einfach nur existieren. Er hatte endlich genug davon, sich für die Person zu entschuldigen, die er nun mal war.

Er hatte es sich nicht ausgesucht, aber er konnte es annehmen.

Er hatte seinen Glauben und seine Familie verloren und sich im Gegenzug selbst gefunden.

»Ich will einfach nur irgendwann dieser Mann sein«, sagte Colton schließlich. »Ich will derjenige sein, der andere rettet, anstatt immer der zu sein, der gerettet wird.«

»Das wirst du.« Als er schnaubte, schaute Sage ihn streng an. »Mein Geld ist nicht vom Himmel gefallen. Jeden Cent, von dem ich lebe, habe ich mir selbst erarbeitet. Das Blutgeld meines Vaters ist dafür da, euch zu helfen – und den anderen Kindern zu helfen, die noch ins *Ted House* kommen. Das Leben auf der Straße ist scheiße, aber es definiert euch nicht. Eltern, die ihre Kinder misshandeln, sind scheiße...«

»Meine Eltern haben mich nicht...«, begann er, hielt dann aber inne. Er tat es immer noch – änderte immer wieder seine Sicht darauf, wie er als Kind behandelt worden war, weil ihm Dutzende Filme eingetrichtert hatten, dass es keine Misshandlung war, wenn er nicht grün und blau und blutig geprügelt worden war. Das Camp hatte das getan, aber seine Eltern...

»Sie haben keinen Einfluss darauf, wer du bist«, warf Sage ein. »Dir stehen viele Türen offen.«

Colton wusste das. Er war kurz davor, aufs College zu gehen – jetzt, da er es geschafft hatte, genug Stunden am Community College zu absolvieren, hatte er einen Zulassungsbescheid der Uni für ein BWL-Studium in der Tasche. Er hatte selbst dafür bezahlt, während er gleichzeitig die Miete für seine kleine Einzimmerwohnung dank des viel zu hohen Gehalts bei seinem Teilzeitjob hatte stemmen können, weil Sages Ehemann ein weiches Herz hatte.

»Du musst nur Geduld haben«, sagte Sage schließlich und Colton wollte auf etwas einschlagen, weil er es so satthatte, das von anderen zu hören.



Ein leichtes Kribbeln kündigte ihm an, dass die Wirkung seiner Medikamente allmählich nachließ. Die zeitlich begrenzten Dosen waren nie genug, zumindest nicht am Ende des Tages. Er musste nach Hause und von anderen Menschen weg, damit niemand sah, wie viel mit ihm nicht stimmte. Der Stress machte alles so viel schlimmer und er war einfach nur müde.

»Soll ich dich mitnehmen?«, bot Sage an.

Colton kratzte sich am Hinterkopf und verlor sich darin, wie seine Finger über sein kurz geschorenes Haar fuhren. Einen Moment später kam er wieder zu sich und schüttelte den Kopf. »Ich sollte laufen.«

Sage sah aus, als wollte er ihn aufhalten, aber ihm war auch sehr bewusst, dass Colton fast zwanzig war und man ihn zu nichts zwingen konnte. »Meld dich morgen mal bei mir. Möglicherweise brauche ich einen Babysitter.«

Colton würde sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen. Es gab zu viel, worauf er sparen musste, und außerdem mochte er die Kids wirklich gern – besonders die, die noch zu klein waren, um ihm zu widersprechen. »Mach ich. Wir sehen uns?« Er gab Sage nicht die Gelegenheit, ihn zum Bleiben zu überreden. Hauptsächlich, weil er wusste, dass er noch nicht nach Hause gehen würde.

Zu Hause klang einsam, die Stille würde ihn erdrücken und er wollte sich irgendwie beschäftigen. Was er wirklich wollte, war, von jemandem abgeschleppt zu werden, aber selbst nach all den Jahren hatte er immer noch nicht mehr erreicht als ein paar anonyme Handjobs während seiner ausgelassenen Nächte in Denver, wenn er sich hatte wegschleichen können.

Zumindest war er nicht allein und dafür war er dankbar. Er hatte Sage einmal gestanden, dass er nicht sicher war, ob er sich je aus den Fängen seines alten Glaubens würde befreien können, und Sage hatte ihn geradewegs zu James geschickt.

Er hatte erwartet, dass der ruppige Südstaatler ihn dafür fertig machen würde, schwule Christen in Verruf zu bringen. Stattdessen hatte er sich Zeit für ihn genommen und ihm alle Details der

harten, schmerzlichen Wahrheit offenbart, was er durch die Hand seines Priestervaters erfahren hatte.

»Wir haben uns nie versöhnt«, erklärte James. »Er ist vor ein paar Jahren gestorben und damit hatte sich die Sache.«

»Hat es geholfen oder wehgetan?« Colton konnte sich die Frage einfach nicht verkneifen.

James schmunzelte und zuckte die Schultern. »Ich schätze, ein bisschen von beidem. Es dauert Jahre über Jahre, Junge, und dann noch ein paar Jahre mehr. Und man muss von Menschen geliebt werden, die einen auch dann nicht im Stich lassen, wenn man mit wirbelnden Fäusten auf sie zurennt.«

Selbst damals, im Alter von siebzehn Jahren, als ihm Obdachlosigkeit gedroht hatte, wenn er fürs *Ted House* zu alt wurde, hatte Colton James' Worte verstanden. Keine seiner Befürchtungen war begründet. Zumindest keine der greifbaren Ängste. Er war nicht *allein*, er würde nicht wieder auf der Straße landen und wenn er sich zusammenriss, konnte er etwas aus sich machen.

Sage hatte ihm das immer wieder ins Gedächtnis gerufen.

Er fand sich an der Schwelle vom *Ruby's* wieder und trat nach kurzem Zögern ein. Sie stand hinter der Bar, schrieb etwas auf ein Klemmbrett und schaute mit hochgezogener Augenbraue auf, als er eintrat. Er durfte herkommen – theoretisch –, aber sie würde ihm keinen Alkohol geben, egal wie sehr er sie auch mit Welpenblick und klimpernden Wimpern bearbeitete.

Sie kannte ohnehin die Wahrheit über ihn – dass er in einer Bar rumhing, um sich wie ein anderer zu fühlen. Ein anderer als der brave Mormone, der er sein sollte. Und er mochte es, dass sie ihn in dieser Fantasie schwelgen ließ. Er konnte hier sitzen und so tun, als würde er den lodernden Schrecken der Sünde nicht spüren, der bei jeder seiner Entscheidungen am Rande seines Bewusstseins lauerte. Er hatte die schlimme Sache schon getan. Er hatte sich von einem Mann anfassen lassen – von mehr als einem Mann. Er hatte die Grenze zu schwulen Handlungen überschritten, weil, nun ja, weil er eben genau das war – schwul. Er wollte diese Grenzen weiter austesten – damit er vielleicht eines Tages mutig genug

sein würde, um als der Mann zu leben, der er sein wollte. Er war kurz davor, nur Zentimeter davon entfernt, als könnte er es erreichen, wenn er nur die Finger ausstreckte und es dann gut festhielt.

Er wollte nicht wie sein Vater sein, wollte die Lösung seiner Probleme nicht am Boden einer Flasche suchen, er wollte nicht trinken, um zu vergessen. Er wollte einfach nur keine Angst mehr haben. Er wollte das Selbstvertrauen finden, das die Männer, die ihn aufgenommen hatten, ihm versprochen hatten. Sie sagten immer *irgendwann*, aber *irgendwann* fühlte sich noch so weit entfernt an.

Er glitt genau in dem Moment auf einen Barhocker, als Ruby einen Shirley Temple vor ihm abstellte, ehe sie sich über den Tresen lehnte und mit ihrem Stift auf den polierten Marmor tippte. »Bist du hier, um darüber zu reden?«

»Es gibt nichts zu berichten«, sagte Colton stur. Er hasste Shirley Temples. Hasste die künstlichen Kirschen, hasste die klebrig süße Limonade. Aber sie hatte ihm in der ersten Nacht, als er aus dem *Ted House* abgehauen war, so einen gemixt. Er war seit drei Wochen in Fairfield gewesen und die Angst, dass ihm die eine gute Sache in seinem Leben weggenommen würde, weil er sich einfach nicht unter Kontrolle hatte, hatte ihn überfordert.

Sie hatte ihm den Drink hingestellt und dann Will angerufen, der nur ein Stück die Straße runter gerade dabei war, das *Masala* für den Abend zu schließen. Colton hatte erwartet, rausgeworfen oder vielleicht in Einzelhaft gesteckt zu werden. Stattdessen hatte Will ihn in die Küche eingeladen und ihm gezeigt, wie man Gulab Jamun zubereitete. Sie hatten über Gott und die Welt geredet und kein Wort darüber verloren, was los war oder wie er sich eingewöhnte.

Sage hatte ihn später eingesammelt und Colton war eine Woche lang nervös gewesen, bis ihm klar geworden war, dass man ihm das durchgehen ließ. Danach war er noch viermal weggelaufen, immer ins *Ruby's*. Er bekam immer seinen Shirley Temple und verbrachte eine Stunde in Wills Küche, ehe er zurückmusste. Man

hatte es ihm nicht jedes Mal durchgehen lassen, aber sie hatten ihm nie wehgetan – auch wenn die Enttäuschung auf Sages Gesicht fast schlimmer war als die Elektroden, die seine Oberschenkel vernarbt und ein paar seiner Nervenenden zerstört hatten.

Aber dieses Kind war er nicht mehr. Er war fast zwanzig – er hatte seine eigene Wohnung, er sparte auf ein Auto und er hatte eine Collegenbewerbung in der Schublade, auf der oben ein Stempel mit *angenommen* prangte. In sechs Wochen würde sein Studium beginnen und dann fing sein Leben an.

Allerdings fühlte es sich auf merkwürdige Weise auch so an, als würde es gleichzeitig enden.

»Lust auf Abendessen, Kleiner?«, fragte Ruby.

Der Spitzname nervte ihn und er verkniff sich die Frage, wann er sich denn das Recht verdiente, als Mann angesehen zu werden – hauptsächlich, weil sie sich dann über ihn lustig machen würde, aber auch, weil er sich nicht sicher war, ob er je bereit dafür sein würde. An manchen Tagen fühlte er sich wie hundertachtzig und an anderen kaum wie achtzehn. Es war nur selten etwas dazwischen und er wusste, dass das am Trauma lag und an der Art, wie sein Hirn verkabelt war.

»Nicht viel los?«, fragte er.

Sie lachte. »Es ist Dienstag, Süßer. Nur ein paar Verrückte und mein neuer Stammgast.« Sie deutete mit dem Kinn in den Raum hinein. Colton drehte den Kopf und erstarrte beim Anblick des Fremden.

Ehe er nach dem Kerl fragen konnte, wurde Ruby für weitere Getränkebestellungen weggerufen. Er wusste, dass er sich wieder umdrehen sollte. Der Fremde würde jede Sekunde aufblicken und ihn erwischen, und doch konnte er den Blick nicht abwenden. Er war sich nicht sicher, wann er sich das letzte Mal so zu einer Person hingezogen gefühlt hatte, und sein Magen kribbelte vor Spannung und Verlangen.

Colton biss auf den Strohalm, bevor er sich beinahe an einem Schluck des zu süßen Drinks verschluckte, als der Fremde hochschaute und Colton in die Augen sah. Sein Blick war durchdringend

und unbarmherzig, nagelte Colton auf seinem Barhocker fest und raubte ihm einen Moment lang den Atem. Er blinzelte und wandte den Blick ab. Der Mann hatte ihn mit einem Mut angestarrt, den Colton definitiv nicht besaß, und er fragte sich, wie es wohl wäre, sich einfach zu nehmen, was er wollte.

Colton rutschte auf dem Hocker umher, sah wieder auf und der Kerl starrte ihn tatsächlich immer noch an. So richtig. Intensiv. Unverhohlen und direkt, als würde Colton vielleicht, wenn er jetzt aufstehen und zu ihm gehen würde, in einer Klokabine flachgelegt werden. Er klammerte sich an seinen Shirley Temple und verfluchte, wie offensichtlich es war, dass er hier in der Bar fehl am Platze war.

Er ließ die Beine baumeln, ehe er wieder hinüberschaute und entschied, einfach zurückzustarren. Der Kerl war heiß – mehr als heiß. Kurzes braunes Haar, ein Hauch Grau an den Schläfen, der sein Alter verriet, das sonst von dem jugendlichen Aussehen seines runden Gesichts versteckt wurde. Er war blass, hatte einen kurzen Bart, eine schmale Nase und einen ausgeprägten Schwung über seiner vollen Oberlippe. Seine Augen waren groß und dunkel genug, dass man im schummrigen Licht von Rubys Bar nicht erkennen konnte, ob sie dunkelbraun oder schwarz waren. Er trug ein kariertes Hemd mit einer Fliege – ausgerechnet einer Fliege – und eine Anzughose, die ihn aussehen ließ, als wäre er ein schüchterner Bibliothekar, der nur darauf wartete, versaut zu werden.

Colton trank noch einen Schluck und sah zu Ruby auf, die ihn verschmitzt angrinste. »Willst du den ganzen Tag hier rumsitzen, Kleiner? Er ist wirklich nett, wenn du nur mit ihm redest.«

Er fuhr mit den Fingern durch das Kondenswasser an seinem Glas und lugte zu ihm rüber. »Ich weiß nicht.«

»Das ist eine sichere Sache«, versicherte Ruby ihm. »Die sicherste Sache, die ich seit Langem gesehen habe.«

Er stieß den Atem aus, ehe er entschied, dass er im schlimmsten Fall halt einen Korb bekam – und davon hatte er in seinem Leben schon so viele kassiert, dass er sie kaum noch an sich heranließ.

Bestenfalls würde er einen Haken an das Wort *JUNGFRAU* machen können, das in Großbuchstaben über seinem Kopf schwebte und ihn verhöhnte. »Ja. Warum nicht?« Seine Nacht konnte nur noch besser werden.

Colton schob seinen Drink über den Tresen, stand auf und zupfte sein T-Shirt zurecht. Wahrscheinlich erkannte man sein Alter sofort an seinem verwaschenen Bandshirt und den zerschlissenen Jeans. Er hatte Mehlflecken in den Ellenbeugen, da er heute Morgen bis zu den Ellenbogen in einer Ladung Challah-Teig gesteckt hatte, und wahrscheinlich hatte er Fettflecken auf den Wangen und der Stirn.

Er sah furchtbar aus, aber der Kerl starrte trotzdem, also warum sollte er es nicht versuchen? Er war noch nicht mutig, aber vielleicht konnte er so tun, als wäre er jemand anderes. Colton schlängelte sich um die Tische herum, ehe er schließlich zum Stehen kam und sich räusperte. Der Hipster mit der Fliege sah zu ihm auf und zog eine Braue hoch.

»Hi.«

Colton stützte sich mit einer Hand auf dem Tisch ab und beugte sich vor. »Hey. Ich hab gesehen, wie du mich durch die Bar hinweg angestarrt hast.«

»Ach, tatsächlich?«, fragte der Hipster und Coltons Schwanz zuckte, als er den Hauch eines Akzents mitschwingen hörte.

»Durchaus. Ich war da auch nicht der Einzige. Ich schätze, wenn du so intensiv starrst, willst du entweder mit mir schlafen oder dich mit mir prügeln und nach meinem Tag wär mir beides recht.« Sein Herz hämmerte bei den Worten, denn sie waren ungeschönt und ehrlich, auch wenn er sich völlig mutlos fühlte. Wollte er, dass dieser Mann ihn in einer dunklen Ecke der Bar entjungferte? Die Antwort war ein lautes Ja und er wusste nicht, wie er das finden sollte.

Der Hipster schnaubte, lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. Seine Oberarme waren eindrucksvoll, allerdings wirkte er jetzt, da Colton über ihm auftrug, relativ klein. Dafür konnte er jetzt erkennen, dass seine Augen rotbraun waren,

er markante Wangenknochen hatte, mit denen man Glas schneiden könnte, und einen vollen Mund, der darum bettelte, geküsst zu werden.

Oder geschlagen, da Colton Kampfeslust in seinen Augen entdeckte.

»Ich glaube, da irrst du dich«, sagte der Kerl.

Colton lehnte sich ungläubig zurück. »Komm schon, Alter. Ich meine, vielleicht liege ich mit dem Flirten falsch, aber du hast mich ganz sicher angestarrt.«

Der Mann griff in seine Tasche und Colton öffnete schon den Mund, um noch mehr zu sagen, als der Fremde plötzlich einen ihm nur allzu vertrauten, eingeklappten Gehstock hervorholte und auf den Tisch legte.

»Wie war das noch mal mit dem Starren?«

Hitze schoss Colton in die Wangen und er schluckte heftig, bevor er wieder etwas sagte. »Tja. Das war ja klar.« *Vielen Dank auch, liebes Universum.* »Sorry, dass ich dich belästigt habe.«

Er wandte sich zum Gehen, doch nach zwei Schritten rief ihm eine Stimme hinterher: »Worauf hast du gehofft?«

Colton drehte sich langsam und bedacht auf dem Absatz um. »Was?«

Der Hipster, der mittlerweile stand und sich an der Tischkante festhielt, lächelte ihn an. »Als du dachtest, ich würde starren. Worauf hast du gehofft? Einen Kampf oder einen Fick?«

Coltons Wangen brannten und sein Mund war staubtrocken, als er die Distanz zwischen ihnen überbrückte. »Das... Ähm. Letzteres«, gestand er, auch wenn er das eigentlich nicht wollte. Als er den Tisch erreichte, stützte er seine Hand neben der des Hipsters ab.

Der Kerl schien das zu spüren, zumindest bewegte er seine Hand, bis ihre Finger sich berührten. »Ich bin Marcel.«

»Colton«, antwortete er aus Reflex.

»Colton.« Er sagte seinen Namen, als würde er dem feinen Aroma eines Weins nachspüren und jede Silbe kosten. »Es gibt hier eine Besenkammer, oder?«

»Ich... was?«, entgegnete Colton perplex.

»Eine Besenkammer oder... eine Seitenstraße? Eine abschließbare Klokabine?«

Colton stockte der Atem und er schaute in Marcells dunkle Augen.

»Willst du...«

»Ja«, raunte Marcel ihm zu. »Wenn du willst.«

»Ich will«, brach es aus ihm hervor, ehe er peinlich berührt von seinem überbordenden Enthusiasmus rot anlief, aber es fiel ihm schwer, sich lange Gedanken darum zu machen. Besonders, als Marcel noch näher an ihn herantrat. Besonders, als er die Hände ausstreckte und sie flach auf Coltons Brust legte. Im Gegenzug zupfte Colton an seiner Fliege. »Trägst du die ironisch?«

»Nein. Sie steht mir«, sagte Marcel ohne auch nur den geringsten Hauch von Belustigung in der Stimme. Und da er nicht falschlag, konnte Colton nichts darauf erwidern. »Sag mir, was du siehst, Colton.«

Colton kannte all die verwinkelten, dunklen Ecken hier im *Ruby's*. Er wusste, dass die geräumige Abstellkammer ein stabiles Schloss hatte und sie direkt an die Küche grenzte, sodass niemand sie hören konnte, selbst wenn sie schrien. »Ich sehe eine Tür«, sagte er und stöhnte dann leise auf, als Marcel seine Hand ergriff und ihre Finger verschränkte. »Ich sehe eine Tür mit einem Schloss und eine Wand, gegen die ich dich drücken kann.«

Marcells volle Lippen verzogen sich zu einem Lächeln und seine Lider schlossen sich flatternd, als er so nahe an ihn herantrat, dass sein Mund Coltons Kiefer streifte, als er sprach. »Dann zeig mir den Weg und wir werden sehen, wie gut du im Ficken und Raufen bist.«



Lest weiter in...

## **Verführung in seinem Blick**

Roman von E.M. Lindsey

Oktober 2023

**[www.cursed-verlag.de](http://www.cursed-verlag.de)**